



BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAȚII
DIN
BUCUREȘTI



Nº Curent. 48639 Format -

Nº Inventar. A-18335 Anul

Secția Depozit III Raftul III

030

Inv. A. 18. 335

Kultur und Religion des primitiven Menschen

Einführung in Hauptprobleme der allgemeinen
Völkerkunde und Völkerpsychologie

Von

Dr. Theodor-Wilhelm Danzel

Privatdozent an der Hamburgischen Universität



Mit 16 Tafeln und 15 Abbildungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

1924

001 : 2 (3)

398.3 (3)

39 : 159.9 (0:001:2)

159.9 : 39 (0:001:2)

001 : 2 : 571 (11)

2 : 001 : 571 (11)

A 9607

CON

1953

Biblioteca Centrală Universitară
"Carol I" București
Cota 48639

1956

1961

L

RC6/10

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Strecker und Schröder
Stuttgart 1924

B.C.U. Bucuresti

C49667

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Dr. Georg Jäger
dem Leiter der Lichtwarkschule in Hamburg
zugeeignet

Inhalt

	Seite
Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen	VIII
Kulturvölker und Naturvölker. (Magisch handelnder und technisch handelnder Mensch; Homo divians und Homo faber.)	1
Die Denkweise des primitiven Menschen	4
Die Kunst. (Statischer und dynamischer Kunsttypus.)	8
Die Sprache. (Ausdruck und Mitteilung.)	19
Die Gesellschaft. (Gemeinschaft und Gesellschaft.)	25
Die Medizin. (Magische und rationelle Therapie.)	32
Der Kalender. (Zeitrechnung und Zeitbewertung.)	37
Magische Bräuche. (Magisches und technisches Handeln.)	43
Dinge und Vorstellungen	50
Die Religion	54
1. Die Gottheiten und Dämonen	56
2. Die Weltschöpfungssagen	60
3. Die Weltregionen	61
4. Die Tempel	62
5. Das Opfer	64
6. Die Unsterblichkeitsvorstellungen	65
Erziehung	67
Drama und Tanz	75
Die Musik	85
Die Schrift und ihre Vorläufer	87
Die Wissenschaft. (Wirklichkeitserkenntnis und Deutungskunst.)	100
Das Recht. (Gewohnheitsrecht und Gesetzesrecht.)	118
Das Zählen	122
Die Epik	126
Anhang: Was sind bodenständige und entlehnte Kulturen	130

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen

Tafeln	Gegenüber Seite
I. Geschnitztes Brett aus Benin	16
II. Buschmannmalereien	17
III. Weiblicher zusammengekauerter Bison (europäische Steinzeit)	24
IV. Steinfiguren aus Neumecklenburg	25
V. Columbische Tonfiguren	32
VI. Zapotekische Plastik	33
VII. Holzschale von den Admiralitätsinseln	40
VIII. Holzschnitzereien aus Kamerun	41
IX. Geschnitzter Türstock aus Nordwestkamerun	64
X. Beratungshaus der Maori	65
XI a. Holzmasken aus Nordwestkamerun	80
XI b. Männerhaus von den Admiralitätsinseln	80
XII. Nordamerikanische Bilderschrift	81
XIII a. Sandgemälde der Hopi-Indianer	112
XIII b. Totemistische Zeremonie der Warramunga	112
XIV. Maskentänzer (Südamerika)	113
XV. Melanesische Tanzmasken	128
XVI. Ozeanische Tanzmasken	129

Abbildungen	Seite
1. Peruanische Treibjagdscene	1
2. Peruanische Kampfscene	4
3. Bleistiftzeichnung südamerikanischer Indianer	8
4. Bleistiftzeichnung südamerikanischer Indianer	10
5. Bleistiftzeichnung der südamerikanischen Kobéua	11
6. Tierbilder aus der europäischen Steinzeit	15
7. Mexikanischer Todes- und Windgott	39
8. Falsches Mumienbündel (Altmexiko)	49
9. Mythologische Szene aus dem Codex Borgia	57
10. Altmexikanische Tempelpyramide	63
11. Zwei Formen des altmexikanischen Menschenopfers	64
12. Geburtsszene (Altmexiko)	96
13. Menschenverschlingende Schlange (Altmexiko)	97
14. Altmexikanische Würfelspielszene	101
15. Bodenmuster einer Tonschale (südamerikanische Indianer)	133



Abb. 1. Peruanische Treibjagdszene. Vasenbild
(Nach Bäßler)

Kulturvölker und Naturvölker

(Magisch handelnder und technisch handelnder Mensch; Homo divinans und Homo faber)

Der Unterschied von Kultur- und Naturvölkern ist häufig durch Besitz oder Mangel eines der wichtigsten Kulturgüter bestimmt worden, nämlich der Schrift. Man sonderte schriftbesitzende und schriftlose Völker. Indessen zu einer eindeutigen Kennzeichnung des Kulturstandes ist es nötig, bis zu den geistigen Zuständen vorzudringen, denen das eine oder andere Kulturgut gemäß oder nicht gemäß ist. Diese voneinander verschiedenen geistigen Zustände des primitiven und Kultur-Menschen lassen sich nun am treffendsten durch besondere Verhaltensweisen, in denen sich ihr Leben auswirkt, charakterisieren.

Wenn wir uns dabei des Wortes primitiv bedienen, so muß ausdrücklich betont werden, daß wir mit diesem Worte

keineswegs den Sinn eines Minderwertes verbinden. Kulturelle Entwicklung ist ein Anderswerden, aber nicht ohne weiteres ein Vollkommenerwerden. Beurteilt man ein fremdes Volk in dem anmaßenden Glauben, man befinde sich selbst auf einem Höhepunkte und schaue nun tief hinab auf eine „barbarische, zurückgebliebene Nation“, dann wird man blind sein für die Eigenwerte, die jedes Volk in sich trägt und mit seinem Leben zu erfüllen hat. Im kulturellen Gesamtleben gibt es keinen „Fortschritt“ wie etwa auf dem besonderen Gebiete der Technik. Jede Kulturstufe bringt ihr gemäße Werke hervor, die einem späteren Zeitalter nicht wiederholbar sind. Tritt man vorurteilslos an die primitiven Völker heran, so wird man überrascht sein über die Einheitlichkeit des Lebensstiles und den Reichtum der symbolischen Formen.

Der primitive Mensch nun — wir behalten diese gebräuchliche Ausdrucksweise also bei — handelt in vielen Fällen, das ist für sein Verhalten charakteristisch, magisch (zauberisch); der Mensch späterer Stufe technisch. „Dem Primitiven ist in allem Zauber,“ sagt einmal Pechuël-Loesche, der Zauber tritt in der Form des Fetischismus „unter allen Verhältnissen auffällig hervor, ist vollständig mit dem Dasein der Leute verquickt. Er durchdringt und beherrscht ihr öffentliches wie ihr häusliches Leben, ihre sittlichen Anschauungen wie den allgemeinen Inhalt ihres Wissens, ihr Staatswesen, Recht und Gesetz wie ihre Überlieferungen.“ Demgegenüber steht das Verhalten des Kulturmenschen, der sich von der sachlichen, objektiven Erkenntnis seiner Umwelt bestimmen läßt. Seine Leistungen bezeichnen wir in ihrer eigentümlichsten Form als Technik. So prägen wir die Bezeichnungen „magischer“ und „technischer“ Mensch (*Homo divinans* und *Homo faber*) und stellen fest, daß der gesamte kulturelle Entwick-

lungsgang sich als ein in zahllosen Zwischenformen sich vollziehender Verlauf darstellt, an dessen Anfang der Homo divinans, an dessen Ende der Homo faber steht.

Wenn wir es uns in diesem Buche zur Aufgabe machen, die primitive Kultur in ihren Hauptäußerungen darzustellen, so werden wir vielfach auch kulturelle Zustände mit in Betracht ziehen, die für die sogenannten Halbkulturvölker charakteristisch sind, Zustände, in denen die magische Seite der Kultur zu noch reicherer Entfaltung kommt wie bei den eigentlichen Naturvölkern. Die Angehörigen der Halbkulturvölker gehören also bis zu einem gewissen Grade noch zum Typ des Homo divinans und müssen zu dessen Erforschung mit herangezogen werden. In der Geschichte des Mittelalters finden wir den Homo divinans vorherrschend etwa bis zum Beginn der Zeit, die durch den gotischen Stil charakterisiert ist. In China und Indien finden wir bis in unsere Zeit zahlreiche Erscheinungen, die ein starkes Fortleben magischer Tendenzen erweisen, Tendenzen, deren Auswirkungen also zum Teil in unsere Betrachtungen gehören. Auch das alte Ägypten und Babylon zeigen einen reichen Gehalt an magischen Formen, die für unsere Probleme lehrreich sind.

Bei allem ist stets daran zu denken, daß es der besondere Standpunkt und die Sehweise ist, die dem Forscher die „primitiven und primitiveren Völker“ in so wesentlichen Zügen als gleich erscheinen und sie ihn unter einem Gesamtbegriff zusammenfassen lassen. Über die vielen Besonderheiten ihrer individuellen Eigenart blicken wir bei solchen Verallgemeinerungen hinweg und suchen vornehmlich diejenigen Seiten zur Darstellung zu bringen, in denen die Völker in den großen Zügen einander gleichen, aber zu uns in Gegensatz stehen.

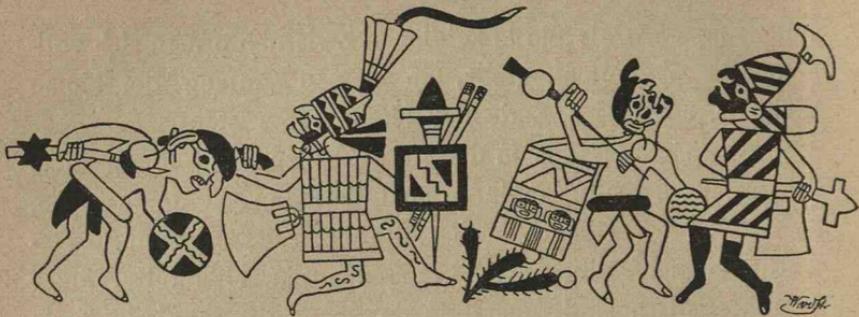


Abb. 2. Peruanische Kampfszene. Vasenbild
(Nach Bäßler)

Die Denkweise des primitiven Menschen

Man hat sich also stets daran zu erinnern, daß die Verhaltens- und Betätigungsweisen des primitiven und primitiveren Menschen, so seltsam und fremd (man denke an Zauberei, Zeremonien, Kulte) sie uns auch erscheinen mögen, sinnvoll sind. Die Verschiedenheit des primitiven Menschen von uns besteht dabei in seinem Gesamtverhalten, seiner Einstellung zur Welt überhaupt. Die Erklärung der Unterschiede nur aus einzelnen Eigenschaften oder Fähigkeiten, etwa aus dem Mangel an logischer, intellektueller Kraft, erweist sich als durchaus unzureichend. Nicht einzelne Züge seines Wesens weichen von uns ab, sondern sein Gesamtcharakter ist ein anderer.

In gewisser Hinsicht kann die Völkerpsychologie, deren Methoden wir in vielen Fällen anwenden werden, als die Lehre von der Sinngemäßheit aller kulturellen und sozialen Äußerungen bezeichnet werden, insofern es ihre Voraussetzung ist, daß allen Äußerungen ein Sinn innewohne. Wirklich erklärt und verstanden sind also die kulturellen Vorgänge

und Äußerungen erst dann, wenn der innewohnende Sinn, etwa die Bedeutung und Notwendigkeit von zauberischen Bräuchen, gesellschaftlichen oder künstlerischen Formen von uns in eindeutiger Weise aufgezeigt und in prägnanter Form angegeben werden kann.

Es sollen nun im folgenden einige den Gesamtcharakter des primitiven Menschen betreffende Wesenszüge vorweg kurz erläutert werden, die es uns ermöglichen, manche seiner Lebensäußerungen als etwas Sinnvolles zu erfassen, wie sich in den späteren Abschnitten erweisen wird.

1. Der einzelne Mensch einer primitiven Gruppe oder Gemeinschaft geht fast völlig in dem Leben seiner Gemeinschaft auf. Das primitive Denken und Verhalten ist „kollektiv“, d. h. es besteht eine außerordentlich große Gemeinschaftlichkeit und Gebundenheit des Einzelnen in Anschauungen, Äußerungen und auch Empfindungen. Mythos, Kunst, Religion usw. sind demgemäß nicht so sehr Ausdruck individuellen Lebens als der Ausdruck von Gemeinschaften, die gleichsam als Individuen höherer Ordnung sich in ihnen auswirken.

2. Innenvorgänge, also Vorgänge, die sich in der Seele abspielen, werden von dem Primitiven in die Außenwelt verlegt. Der Traum gilt z. B. vielfach als wirkliches Erlebnis; Furcht, Wunsch, Erwartung, Haß und andere Leidenschaften, die den Primitiven beherrschen, verdichten sich in seiner Auffassung zu Dämonen, die in der Außenwelt ihr Wesen treiben und ihre Einflüsse geltend machen. In Kulte, zauberischen Handlungen, die als beruhigende, beschwichtigende, entspannende Suggestionen auf die Ausübenden wirken, sucht man sich von ihrem Einfluß zu befreien, d. h. man nimmt ihren Vorstellungen das Lähmende. So wird in vielen Fällen

manche seelische Spannung durch äußerlich sichtbare Handlungen gelöst, die wir durch Denkkakte bewältigen würden. Leo Frobenius sagt einmal in diesem Sinne: „Die Sitten und Gebräuche sind bei ihnen (den Primitiven) gewissermaßen Ausdrucksformen dessen, was bei uns die Sprache, das Denken, das Bewußtsein wiedergeben.“

3. Mit der eben genannten Eigentümlichkeit hängt es zusammen, daß Vorgänge der Außenwelt ihrerseits wie seelische, menschliche aufgefaßt, gleichsam zum Gegenbilde eigener seelischer Vorgänge werden. Bäumen, Tieren, Gestirnen usw. werden in der Auffassung des primitiven Menschen menschliches Fühlen, Empfinden und Denken verliehen.

So fließen die Grenzen zwischen der gegenständlichen Außenwelt und der seelischen Innenwelt ohne scharfe Scheidung ineinander. Damit kommen wir zu einer weiteren Haupt-eigentümlichkeit primitiven Geisteslebens.

4. Gegensätzlichkeiten, die unserem Unterscheidungsvermögen als unvereinbar gelten, bilden für den Primitiven ein umfassendes, einheitliches Ganzes. Der Europäer ist seit langem gewohnt, „die Erscheinungen und Probleme in der Natur und im Menschenleben aus verschiedenen und verschiedenartigen Gesichtspunkten zu betrachten, sie entweder religiös oder ästhetisch oder wissenschaftlich zu werten. Wir Europäer sind zumeist der Ansicht, daß sich die verschiedenen Betrachtungsarten der Dinge gegenseitig ausschließen, daß sie ohne nähere Beziehung nebeneinander herlaufen, daß der urteilende und genießende Mensch im allgemeinen die eine oder andere Methode anwenden muß, daß er jedenfalls gezwungen wird, die eine nach der anderen anzuwenden, wenn er zu einer umfassenden Kenntnis der uns zugänglichen Phänomene in der Erscheinungswelt kommen will. Nicht so der

Hindu (und der primitive Mensch). Bei ihm sind die verschiedenen Betrachtungsarten zu einheitlicher Anschauung der Dinge verschmolzen. Im Leben wie in der Kunst: in seinem Fühlen, Denken, Wirken, Genießen, in der allgemeinen Gesellschaftsordnung und in der Praxis persönlicher Lebensführung, in den Schöpfungen der Künste. Und zwar steht das religiöse Element so durchaus im Vordergrund seines Interesses, hat ihn und sein Wesen so ganz durchtränkt und besessen, daß die ästhetischen und wissenschaftlichen Fragen, daß vor allem die logischen Beziehungen der Dinge untereinander stark zurücktreten, wenn nicht überhaupt ganz dahinter verschwinden.“ (Hagemann.)

5. Die Zwecktätigkeit, die bei uns sich in technischem und wirtschaftlichem Handeln auswirkt, die Ausdruckstätigkeit, die bei uns sich vornehmlich in Werken der Kunst auslebt, und die rein spielerische Tätigkeit sind noch nicht scharf getrennt. Jede wirtschaftliche Beschäftigung, etwa der Ackerbau, ist mit Bräuchen verwoben, die Gelegenheit zu spielerischer und ausdrückender Betätigung geben. Demgemäß sind auch die Kulturgebiete Kunst, Religion, Wirtschaft usw. noch nicht als selbständige, gesonderte, geschlossene Betätigungsbereiche vorhanden. Gegenstände der Kunst sind als Fetische, Ahnenbilder, Zaubergerät usw. stets auch Gegenstände religiösen Lebens; wirtschaftliche und auch rechtliche Akte sind durch den Einschlag von kultischen und zeremoniellen Bräuchen zugleich auch solche religiösen und künstlerischen Lebens.

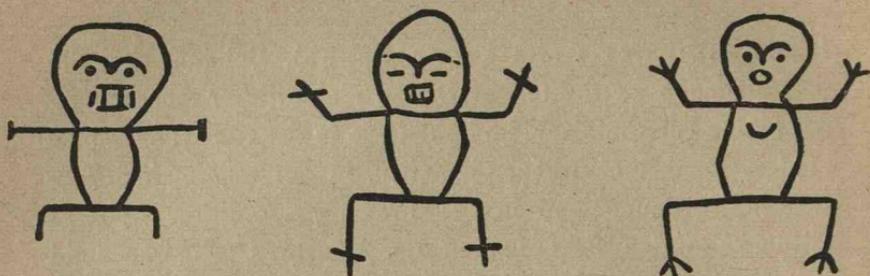


Abb. 3. Bleistiftzeichnung südamerikanischer Indianer
(Nach Koch-Grünberg)

Die Kunst

(Statischer und dynamischer Kunsttypus)

Die primitivsten Zeichnungen der Naturvölker sind solche, bei denen — etwas Ähnliches finden wir in den Kritzeleien der Kinder — die Hauptrichtungen der Ausdehnung des dargestellten Gegenstandes oder Wesens durch einfache Linien angedeutet werden. Ein Mensch etwa erscheint als ein Strich, der sich unten in zwei Striche, die Beine, gabelt und oben einen Querstrich, die Arme, trägt. Solche Zeichnungen hat man in fast allen Erdteilen auf Felswänden entdeckt. Der Stil ist durchweg ein sehr einheitlicher. Die örtlichen Unterschiede treten vor den Übereinstimmungen zurück. Wo es sich nicht gerade um dem Lande eigene Tiere handelt, wird man an sich schwer entscheiden können, ob eine solche Strichzeichnung aus Afrika, Amerika oder der Südsee stammt. Lange Zeit und für die verschiedensten Gebiete sind diese primitiven Produkte des menschlichen Betätigungstriebes für Bilderschriften gehalten worden. Die scheinbar schematisierte Ausführung, die den Figuren eine gewisse Ähnlichkeit

mit hieroglyphischen Charakteren gab, mag die Veranlassung dafür gewesen sein. Demgemäß haben sich zahlreiche Forscher bemüht (wie beispielsweise Stradelli für südamerikanische, Charles Letourneau für französische prähistorische Zeichnungen) den Schlüssel zu finden, um diese angeblichen „Inschriften“ zu entziffern. Richard Andree sprach indessen schon 1878 aus, daß die „Petroglyphen“, wie sie sich in so großer Gleichförmigkeit in allen Erdteilen wiederfinden, unbedingt als das Produkt müßigen Zeitvertreibes angesehen werden müssen. Durch die Arbeiten Theodor Koch-Grünbergs (der auf seinen Reisen in Brasilien eine große Anzahl derartiger Zeichnungen untersuchte, kopierte und ihre Ausführung beobachten konnte) sowie Alfred Vierkandts darf das Felszeichenproblem als endgültig gelöst betrachtet werden. Der Ursprung aller solcher Felsbilder ist das müßige Spiel. Wir finden sie deswegen vornehmlich an Stellen (z. B. Stromschnellen), die als Lagerplatz geeignet sind, und überall dort, wo ein Aufenthalt für Wanderer entstand, der Ursache spielender Tätigkeit wurde. Der äußere Anlaß gerade für die Technik des Reibens von Stein an Stein war das Schleifen der Steinwerkzeuge. Von den aus praktischen Motiven entstandenen Schleifspuren, die für unsere Betrachtung also als der Ausgangspunkt des Zeichnens wichtig sind, lassen sich zwei Arten unterscheiden: 1. schalenartige Marken durch Schleifen der flachen Seiten und 2. furchenartige, die durch Schärfen der Schneide von Steinbeilen entstanden. Durch spielmäßige Wiederholung unter dem Zwange von Gewohnheit und Nachahmungsneigung kam es im Laufe der Zeit zu ganz bestimmten Formen von Schleifspuren, wie konzentrische Kreise, Bogenlinien usw. Diese Erklärung dürfte wohl auch für die napfartigen Spuren des urgeschichtlichen Menschen

zutreffend sein, die in Europa und Asien bis nach Indien an erratischen Blöcken und anstehenden Felsvorsprüngen vorkommen und in Nordamerika viele Analogien besitzen, und die noch immer Gegenstand von abenteuerlichen Entzifferungsversuchen sind. Handelt es sich bei all diesen Zeichen anfangs nur um die spielerische Nachahmung einer Linie durch



Abb. 4. Bleistiftzeichnung südamerikanischer Indianer, zwei Dämonen darstellend. Rio Cuduiarý
(Nach Koch-Grünberg)

eine andere, einer Vertiefung durch eine andere oder um die spielerische Verbindung derartiger Elemente, so führt uns ein zweites Stadium weiter. Das Gebiet dessen, was nachgebildet wird, vergrößert sich und erstreckt sich schließlich auch auf die Gegenstände der Außenwelt. Freilich entsprechen derartige Nachbildungen unseren Anforderungen von Naturtreue keineswegs; ohne die Erläuterungen der Eingeborenen würde es uns häufig schwerfallen, die Bedeutung des Bildes zu erraten. Das hat seinen Grund darin, daß der Primitive nicht

so sehr die optischen Eindrücke des Dargestellten wiedergibt als vielmehr die motorischen, also die Empfindungen des Richtungsverlaufes von Bewegungen, die er beim Betasten des Gegenstandes oder Andeuten des Gegenstandes durch eine Gebärde hatte. So sind einige Darstellungen in gewisser Hinsicht gleichsam graphisch fixierte Gebärden. Aber auch

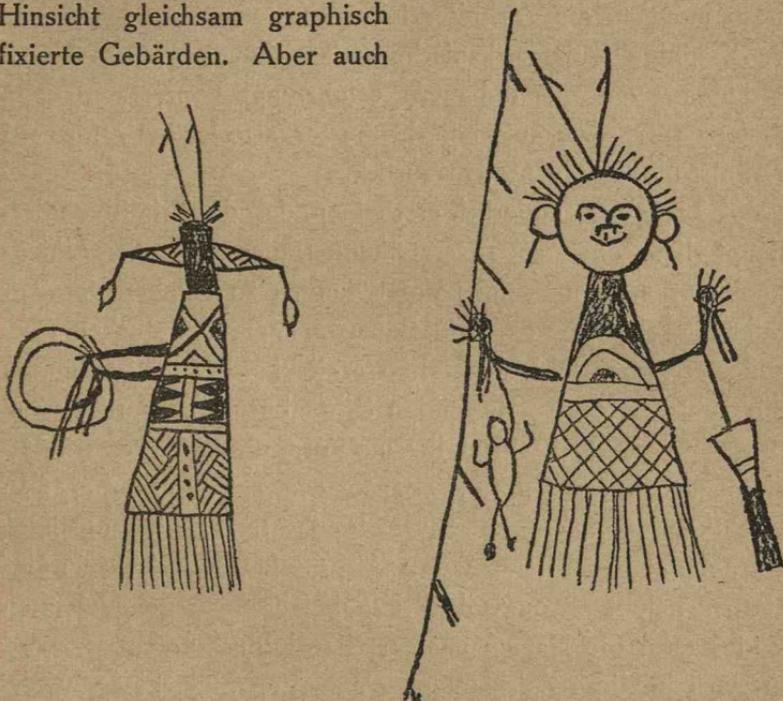


Abb. 5. Bleistiftzeichnung der südamerikanischen Kobéua
(Nach Koch-Grünberg)

wo der optische Eindruck für die Darstellungsweise in erster Linie bestimmend ist, werden wir Naturtreue in unserem Sinne nicht erwarten dürfen; denn der Mensch niedriger Stufe charakterisiert den dargestellten Gegenstand in der Weise, daß er bestimmte Teile, die ihm wichtig und interessant erscheinen, besonders hervorhebt, andere minder beachtens-

werte aber fortläuft. Der Formenschatz ist nach alledem ein sehr kleiner. Kreis, Spirale, Bogen usw. sind die hauptsächlichsten immer wiederkehrenden Elemente und werden mannigfaltig wiederholt und zusammengesetzt. Aber diese Formen sind nicht immer frei erfunden. In einigen Fällen ist es uns noch möglich, die Vorbilder für sie festzustellen. So gingen z. B. einige südamerikanische Felszeichnungen, wie Koch-Grünberg von den Indianern erfuhr, auf Topfverzierungen, andere vermutlich auf Geflechtsmuster, also letzten Endes auf technisch bedingte Motive zurück.

Es mag verwunderlich erscheinen, daß der Primitive überhaupt diese ungenauen Darstellungen, diese einfachen Linienkombinationen mit seinen Vorstellungen zu beleben vermag. Indessen ebenso wie er in Baumstämmen, Felsstücken usw. außerordentlich leicht Gestalten erblickt — Indianer nannten die Bratpfanne des Reisenden Schomburgk „Sipari“, d. h. Stachelrochen, weil sie in ihr die Form dieses Tieres wiederzuerkennen glaubten —, ebenso wie er die Sterne, also Punktkombinationen, die durch gedachte Verbindungslinien zu Linienkombinationen werden, mit seiner Phantasie zu Gestalten belebt — auf solche Hineindeutungen gehen letzten Endes auch die Namen unserer Sternbilder zurück —, wird er auch in diese Zeichnungen einen Sinn hineinzulegen vermögen. Seine Phantasie kommt selbst kargen Anregungen entgegen. Die Fähigkeit des „Hineinsehens“ ist eine außerordentliche und für das Seelenleben des Primitiven und die Formgebung der von ihm geschaffenen Darstellungen von allergrößter Bedeutung. Sie macht sich auch in den sogenannten Fadenspielen, die wir bei verschiedenen Völkern der Erde und auch noch bei uns als Kinderspiel finden, geltend. Durch Verschlingung einer um die Finger geknüpften Baumbast-

schnur bildet z. B. der Nordqueensländer sitzende, stehende, fliegende Vögel usw. linienhaft nach und erkennt darin leicht die Form des betreffenden Objektes, wo das dem Europäer nicht ohne weiteres möglich ist.

Die Tiefe der Rinnen primitiver Zeichnungen auf Felswänden, die mitunter mehrere Zentimeter beträgt, hat manche Forscher in dem Glauben an den hieroglyphischen Charakter der Darstellungen bestärkt und sie sogar an eine ehemals stärkere Besiedlung des betreffenden Gebietes denken lassen, denn, so vermutete man, Angehörige wenig zahlreicher, nomadisierender Stämme hätten unmöglich solche Leistungen hervorbringen können.

Indessen ist wie für die große Zahl der Zeichen als auch für die Art ihrer Ausführung der Nachahmungstrieb als Erklärung heranzuziehen. Er veranlaßt den Menschen nicht nur, neue Figuren hinzuzufügen, sondern auch die alten immer wieder nachzuziehen, wie es Koch-Grünberg häufig beobachten konnte. Die anfängliche Ritzzeichnung wird sich von der Grundfläche nur durch helle Striche wie bei einer Schiefer- tafel abgehoben haben, die sich trotz des Regens mehrere Wochen hindurch erhalten, so daß also auch eine erstmalige Zeichnung lange auf die Nachahmungsneigung späterer Wanderer (die zu weiterer Vertiefung oder Wiederholung Anlaß gibt) anregend wirken kann. Eine Bilderschrift, d. h. ein Aufzeichnungsmittel, das der Mitteilung an Abwesende dient oder gar etwas vor dem Vergessen bewahren soll, entwickelt sich nicht, wie Wundt meinte, aus den primitiven Zeichnungen ohne weiteres. Abgesehen davon, daß wir ein so rationales Bedürfnis wie das der Mitteilung an Abwesende oder nach einer Gedächtnisstütze bei den Primitiven nicht von vorneherein voraussetzen dürfen — haben doch selbst die Bot-

schaften, die primitive Völker einander senden, zumeist einen mehr zeremoniell-symbolischen als einen praktisch zweckhaften Charakter —, versagt das ethnographische Material dieser Annahme die Bestätigung. Wir kennen kein Volk, das nicht in irgendeiner Weise sich bildnerisch betätigte, aber wir wissen nur von verhältnismäßig wenigen, die das gezeichnete Bild mitteilend oder als Merkzeichen im Sinne einer Bilderschrift verwenden. Diesen sowie den meisten bilderschriftlosen Völkern dient es aber gleichzeitig auch in ausgedehntem Maße als religiöses Symbol; so kann man ohne weiteres erkennen, daß eine in unserem Sinne zweckhafte Anwendungsart nicht die ursprüngliche gewesen ist.

Wesentlich vollkommener als die eben besprochenen Bilder des sogenannten Strichtypus, bei denen die Hauptausdehnungsrichtungen des dargestellten Gegenstandes nur durch einfache Linien angedeutet werden, sind diejenigen der Buschmänner, einiger australischer Stämme und des paläolithischen Menschen Europas (z. B. Höhlenbilder von Altamira in Spanien [s. Tafel II und III]). Bei ihnen handelt es sich um Umrißbilder, flächenhafte Malereien, oder auch Darstellungen in negativem Relief, die auch die Ansprüche des Europäers auf Naturtreue befriedigen. Der Grund, weswegen die Hersteller dieser Bilder für uns weit erkennbarere Bilder anfertigten, ist zurzeit nicht anzugeben, jedenfalls ist aber anzunehmen, daß diese naturtreuen Darstellungen eine bisher noch nicht entdeckte Vorstufe vom Strichtypus gehabt haben. Vermutlich haben Abdrücke verschiedener Art mit dazu beigetragen, die Anfertigung von Umrißzeichnungen anzubahnen.

Über die Plastik der Naturvölker und Halbkulturvölker liegen keine so aufschlußreichen Untersuchungen vor, wie für die Flächenkunst. Auch hier ist die Fähigkeit des „Hinein-

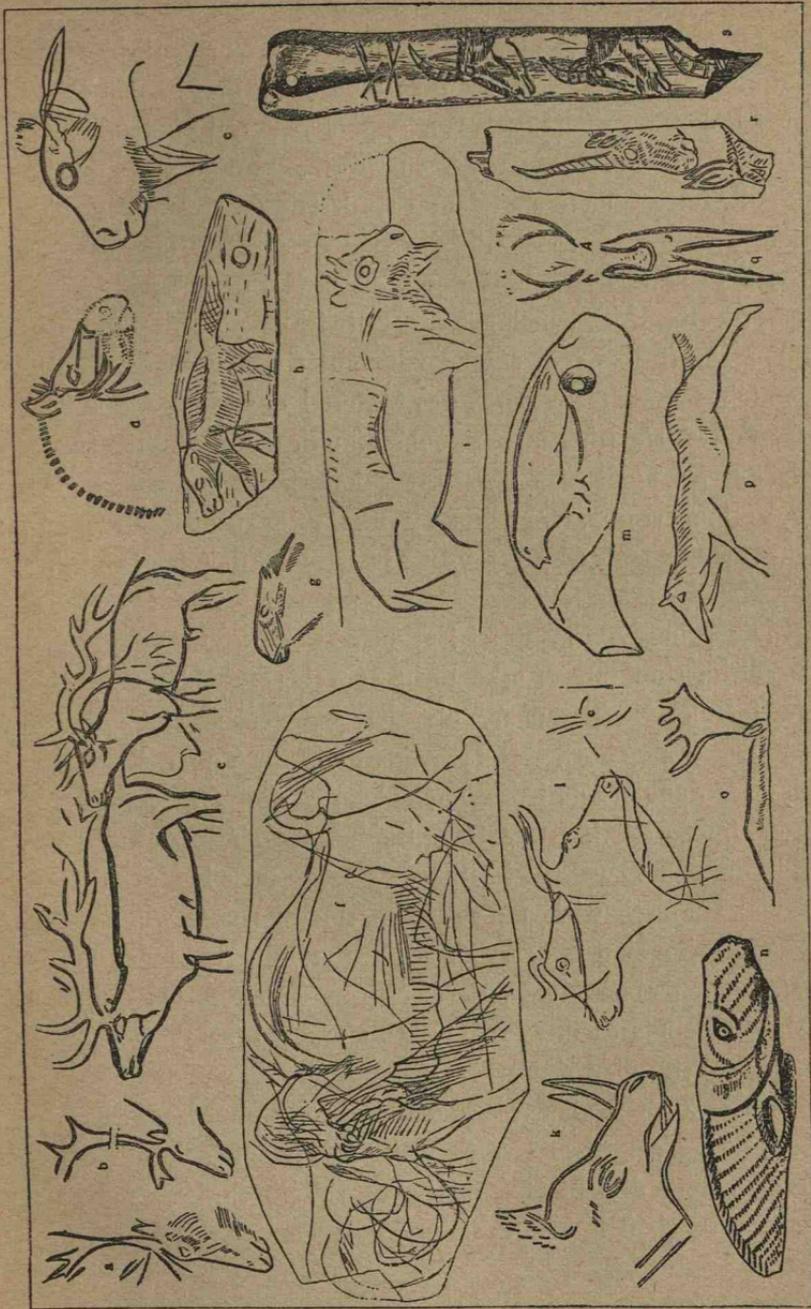


Abb. 6. Tierbilder aus der europäischen Steinzeit
 (Nach Breuil und Obermaier)

sehens“ und Hineindeutens anfangs von außerordentlicher Bedeutung. Den einfachen Strichzeichnungen entsprechen Tonfiguren, deren Erhebungen roh in das Material eingekniffen, bei denen die Glieder einer menschlichen Gestalt etwa durch ungegliederte Wülste angedeutet sind. Die Ausgestaltung der Figur wird ganz der Einbildung des Betrachters überlassen, sie ist ganz das Ergebnis der Phantasie des betrachtenden Subjektes. Mit zunehmender Entwicklung wird der Einbildungskraft immer weniger zugemutet, die Ausgestaltung geschieht immer mehr durch das Material des Holzes, Steines oder Tones, sie wird immer mehr eine des betrachteten Objektes. So stellt sich der Entwicklungsgang der Kunst als ein Verlauf von anfänglich subjektiver zu später immer mehr zunehmend objektiver Gestaltung dar (s. Tafel I, IV—IX).

Die primitive Plastik ist fast ausschließlich eine religiöse. Als solche sind ihre Werke nicht so sehr Ausdruck des sie anfertigenden Individuums, als der sozialen Gemeinschaft, dem dieses angehört, der Gemeinschaft, die durch mannigfache Bindungen und Zusammenhänge die Art jeglicher Formgebung bestimmt. Diese Bindungen sind solche der Tradition, gemäß welcher bestimmte Formgesetze innegehalten werden. Dadurch wirken die Werke solcher Kunst wie Typisierungen. Sie sind ihrer Struktur nach völlig verschieden von Gestaltungen einer Kunst, deren Werke Zeugnis des individuellen Erlebnisses ihres Schöpfers sind. So zeigt sich die Gebundenheit aller Kulturäußerungen an die volkliche Gemeinschaft auch in den Werken der primitiven Plastik.

Aber es zeigen sich noch weitere Momente, die aus der Verwobenheit der Plastik mit dem religiösen Leben verständlich werden. In den Formen, in denen sich das religiöse



Tafel I. Geschnitztes Brett aus Benin (etwa $\frac{1}{2}$ n. Gr.)



Tafel II. Buschmannmalereien (etwa $\frac{1}{8}$ n. Gr.). Oben: Jagd auf Strauße. Ein Buschmann als Strauß maskiert, schleicht sich an. Kapkolonie. Unten: Jagd auf Elandantilopen. Aus einer Höhle in den Drakensbergen

Leben abspielt, macht sich nämlich bei primitiven Völkern eine eigentümliche Strenge geltend, die die Innehaltung bestimmter Regeln in Brauch, Sitte, Kultus fordernd, als Tendenz zu System und Gesetz bezeichnet werden kann. Diese Tendenz hat den Sinn, daß sie die Handlungen des Menschen gleichsam in feste Bahnen leitet und ihn dadurch vor dem regellosen Wechsel des Daseins, der ihn schutzlos schmerzreichen Konflikten und Hemmungen preisgibt, bewahrt. Diesem Ordnungs- und Sicherheitserlebnis scheinen nun auch vielfach die plastischen Werke (z. B. Götterbilder) zu dienen. Ihre in beinahe mathematischer Strenge gehaltenen Formen, die meist die Gesetze einer Symmetrie innehalten, stehen in ihrer Abstraktheit erhaben über der Regellosigkeit des Geschehens wie etwas Allgültiges. In ihnen werden schon Gesetzmäßigkeiten gestaltet, deren erkenntnismäßige Aussprechbarkeit der Mathematik späterer Stufen vorbehalten ist.

Neuerdings haben Theoretiker der jüngsten Kunst des sogenannten Expressionismus eine innere Verwandtschaft mit der Kunst des primitiven Menschen, namentlich der Afrikaner erkennen wollen. Eine große Kluft trennt die primitive Plastik aber von der gesamten neueren abendländischen Kunst. Die primitive Plastik wie die Plastik der altorientalischen Kulturvölker ist Ausprägung einer Tendenz zu Strenge und System und kann als statischer Kunsttypus bezeichnet werden. Demgegenüber ist die neuere abendländische Kunst stets darauf gerichtet, irgendwie Ausdruck und Zeugnis des den Künstler durchflutenden Lebens zu sein; mag sie sich dabei zu ihrem Ausdrucke einer gegenständlichen oder ungegenständlichen Ausdrucksweise bedienen; sie gehört also einem dynamischen Kunsttypus an und ist außerdem stets Ausdruck individueller Erlebnisse.

Die Erklärung der stilisierenden Formgebung primitiver Plastik aus der Herstellungstechnik ist völlig unzulänglich. Wer selbst sich mit plastischen Arbeiten beschäftigte, weiß, daß die Formen etwa afrikanischer Figuren keineswegs die technisch naheliegendsten, am wenigsten mühsamen Lösungen, daß auch bei beschränktem Formate des zur Verfügung stehenden Materiales zahllose technisch gleich naheliegende andere Formmöglichkeiten vorhanden sind; welche von diesen der Schaffende jeweils erwählt, das bestimmt eben seine von volklichen Traditionen abhängige geistige Eigentümlichkeit und Verfassung.

Die Sprache

(Ausdruck und Mitteilung)

Die Sprache hat bei uns eine doppelte Funktion. Einmal kann sie unmittelbarer Ausdruck eines Erlebnisses sein, z. B. im Gedichte; dann kann sie als ein Verständigungsmittel etwas Gedachtes bezeichnen und zur Mitteilung bringen. Die Sprache des Primitiven hat in hohem Maße Ausdruckscharakter. Die vielfach beobachtete Verbindung des Sprechens mit Ausdrucksbewegungen erweist das zur Genüge. Die Battaker, berichtet Junghuhn, pflegen, auch wenn sie über gleichgültige Dinge sprechen, eifrig zu gestikulieren, wobei „nicht nur Lippen und Zunge in lebhaftere Bewegung gesetzt werden“; und Cranz sagt: „Die Grönländer, besonders die Weiber, begleiten manche Worte nicht nur mit einem besonderen Akzente, sondern auch mit Mienen und Augenzwinkern, so daß, wer dieselben nicht gut wahrnimmt, des Sinnes leicht verfehlt.“

Die Baluba scheiden nach dem Berichte von Leo Frobenius, das ist in diesem Zusammenhange sehr lehrreich, die Erzählungen in Mukanda na m'putu (Bezeichnung für europäischen Schriftstücken Entstammendes) und Tuschimuni. „In den Tuschimuni“, so sagte der Gewährsmann von Frobenius, „leben Antilope, Fuchs, Wildschwein und Leopard. Wenn Tuschimuni erzählt werden, sprechen diese Tiere . . . In

Mukandasachen (der Ausspruch bezog sich auf Märchen des Äsop, die ein Missionar den Baluba gebracht hatte) wird dagegen nur gesagt, was sie einmal getan haben, was früher einmal mit ihnen war . . . Mukandasachen sind tote Knochen, Tuschimuni sind lebendiges Fleisch.“ Eine Nachprüfung ergab, daß bei guten Erzählungen die szenische, gebärdensprachliche Wiedergabe bedeutungsvoller war als das eigentlich mit dem Worte Ausgesprochene. Als Frobenius ohne diese Gesten einen soeben empfangenen Bericht wiederholte, erklärte der Erzähler rundweg, so etwas nicht erzählt zu haben.

In ähnlicher Weise wie in der Kunst auf frühen Stufen nicht nur Gesichtseindrücke, sondern auch Tast- und Bewegungsempfindungen die Art der Darstellung mitbestimmen, tritt auch in der Sprache die Gebärde um so mehr in den Vordergrund, je weiter wir den Entwicklungsgang zurückverfolgen. So weisen alle sprachlichen Äußerungen des primitiven Menschen in hohem Maße expressive Züge auf. —

Charakteristisch ist für die Auffassung des Primitiven von Sprachlichem die große Bedeutung des Namens etwa einer Person oder einer Gottheit. Bei den Kaffern z. B. darf die Frau wegen einer Art Namensscheu den Namen ihres Mannes und seiner männlichen Verwandten nicht aussprechen. Wenn dieser Name aus einem bekannten Worte der Sprache besteht, darf sie auch das nicht sagen, sondern muß es durch ein Wort ihrer Wahl ersetzen. Es wird auch berichtet: Der Zulukönig Chaka verehrte seine Mutter Umandi so sehr, daß ihr Name nicht genannt werden durfte (Meinhof); und Sutherland Rattray erzählt, daß gewisse Klannamen von Häuptlingen bei den Zulu nach Eintritt der Dunkelheit nicht ausgesprochen werden dürfen; wer einen Häuptling nach

Einbruch der Dunkelheit anrede, habe andere Namen, Umschreibungen zu gebrauchen.

Bei den Chinook-Indianern wird der Name des Verstorbenen nicht ausgesprochen, um den Toten nicht zurückzurufen. Der Name Lebender aber wird nur dem Freunde verraten, damit Unberufene durch entweihenden Gebrauch seinem Träger keinen Schaden zufügen.

Dem primitiven Menschen stehen Welt und Wort noch in viel engeren Beziehungen als uns. Die Welt hat für ihn gleichsam die Gestalt des Wortes, das Wort hat die Gestalt der Welt. Der Name ist also gleichsam eine Erscheinungsform dessen, der ihn trägt. So wie wir das Bild einer verehrten Person vor den Blicken von Unberufenen wahren, ebenso hütet der Primitive den Namen und entzieht ihn durch Verbot dem allgemeinen Gebrauche. Es ist das eine Folge des Mangels der Abstraktionsfähigkeit, der in seiner Bedeutung für die Sprache durch einige weitere Beispiele erläutert sei.

„Die Grönländer“, sagt Cranz, „drücken z. B. das Wort ‚fischen‘ bei jeder Gattung von Fischen mit einem eigenen Verbum aus.“ Der allgemeine Begriff „Fischen“ ist also noch nicht gebildet. Ebenso gibt es in der Aymarásprache zwölf Worte für „Tragen“, je nachdem man große oder kleine, schwerere oder leichtere Sachen, Tiere oder Menschen trägt, und in papuanischen Sprachen finden wir besondere Ausdrücke für „nach Westen, Osten, Süden, Norden gehen“, in Bantusprachen sogar ein besonderes Wort für „durch eine von Hitze wild zerrissene Ebene hüpfend gehen“.

Dabei ist für den Primitiven die sprachliche Einheit nicht das Wort, sondern der Satz, d. h. der Gedanke als Ganzes. „Ein einzelnes Wort ist“, so sagt Westermann von den

Kpelle Liberias, „genau genommen nicht vorhanden, der Kpelle kennt nicht das Wort ‚mein‘, sondern nur (etwa) ‚mein Haus ist es‘, und er kennt auch diesen Satz nicht als eine beziehungslose reine Aussage, sondern nur insofern er tatsächlich an sein eigenes Haus denkt. Unsere Behandlung der Grammatik, bei der wir von den einzelnen Wortarten reden, ist also eine Abstraktion, die für den Kpelle nicht existiert.“ Weiter sagt Westermann: „Beim Zählen werden nur die Zahlwörter genannt, nicht auch der gezählte Gegenstand, aber der letztere muß immer vorhanden sein, so daß man mit dem zählenden Finger ihn berühren oder wenigstens auf ihn zeigen kann; der Eingeborene gebraucht nie die Zahl von dem Gegenstande abstrahiert, sondern jedes Zahlwort wird einem bestimmten Gegenstande zugeordnet. Die Zahlen sind eigentlich Mittel, mit denen man bestimmte Gegenstände numeriert und so in eine bestimmte Ordnung bringt.“

Mit der mangelnden Abstraktionsfähigkeit hängt es auch zusammen, daß es in der Kpelle-Sprache wie in allen primitiven Sprachen (Walther Lehmann stellte es z. B. bei der Sprache der Rama-Indianer fest) „nur nebengeordnete, keine untergeordneten Sätze“ gibt. Die gemeinten Inhalte werden im sprachlichen Ausdrucke aneinandergereiht wie Perlen auf einem Faden, bilden aber nicht ein logisches Gefüge, in dem einzelne Satzteile sich dienend dem Ganzen des Satzes sinnvoll unterordnen.

Fast sämtliche Vorstellungen in primitiven Sprachen können auf gegenständliche oder räumliche Anschauungen zurückgeführt werden. „Der Tag bricht an“ wird im Kpelle ausgedrückt „des Luftraumes Mund öffnet sich“; „Mittag“ heißt „die Sonne steht Kopfes Gegend“; „Sonnenuntergang“

heißt „die Sonne fällt“. In ähnlicher Weise lautet in der Sprache der Bribri-Indianer Costaricas die Bezeichnung für „Osten“ „Sonne kommt vom Hause“, für „Westen“ „Sonne geht ins Haus“, und in anderen indianischen Sprachen heißt „Sonnenfinsternis“ „wo die Sonne aufgeessen wird“.

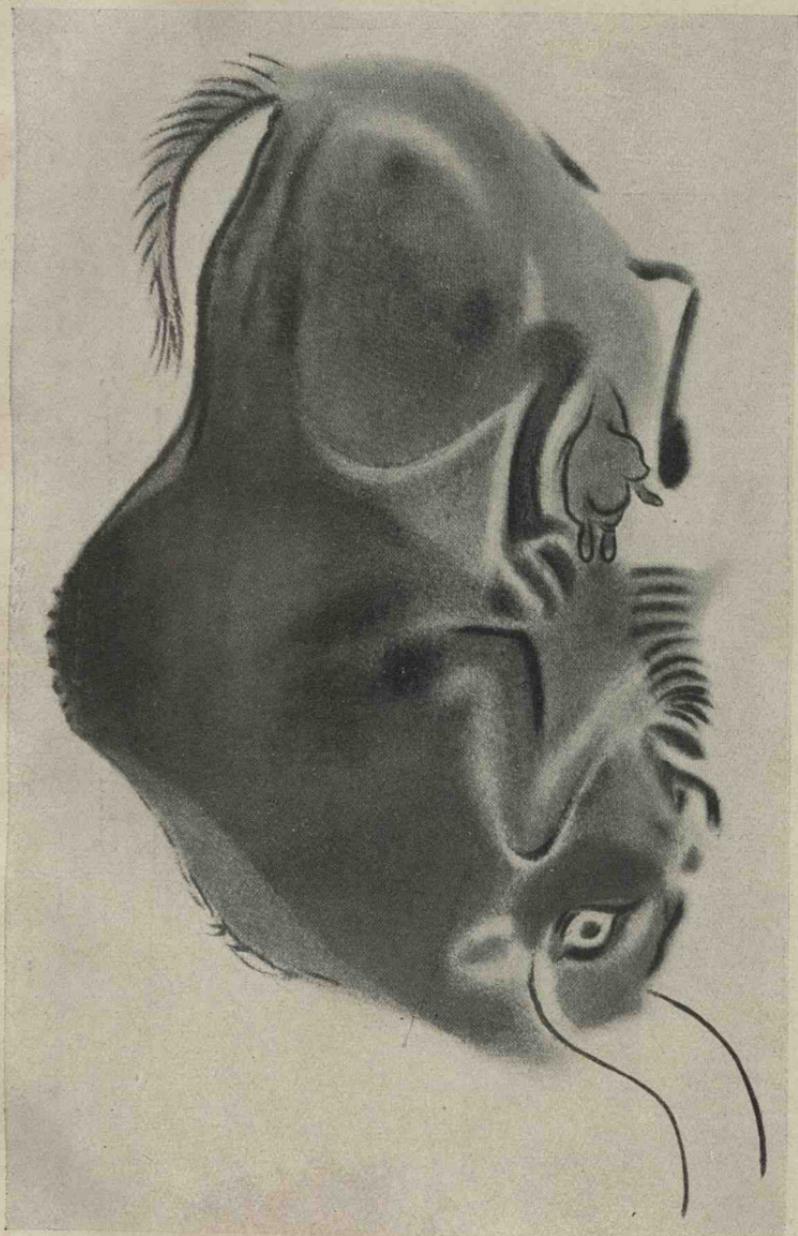
Von der Bildhaftigkeit der primitiven Sprachen zeugen auch Ausdrücke für geistige Zustände. „Froh“ wird in der Bribri-Sprache durch den Wortkomplex „Leber ist gut“, „er freut sich“ in der Kpelle-Sprache durch „Herz ist süß“ ausgedrückt. Von weiteren Ausdrücken erwähnen wir noch das Wort für „Gaumen“ der Mangué-Indianer-Sprache, das mit dem Worte für „Himmelsdach“ gleichlautend ist. Es ist deswegen von besonderem Interesse, weil es die Neigung des primitiven Menschen zeigt, kosmische Formen mit menschlichen zu vergleichen. Diese letzte Wortübereinstimmung findet sich übrigens auch in ganz derselben Weise in vielen europäischen Sprachen, ist also ein Beweis dafür, in wie hohem Grade Auffassung und Ausdruck der verschiedensten Völker einander gleichen.

Weiter sei genannt die Bezeichnung für „Daumen“, die in der Xinka-Sprache Guatemalas „Mutter der Hand“, im Aztekischen dagegen „Fingerherr“ lautet. Im ersten Falle haben wir es mit einer Völkerschaft zu tun, deren Gesellschaft mutterrechtlich organisiert ist, bei denen die Kinder also in mütterlicher Linie erben, im zweiten Falle dagegen mit einer vaterrechtlich organisierten Gesellschaft.

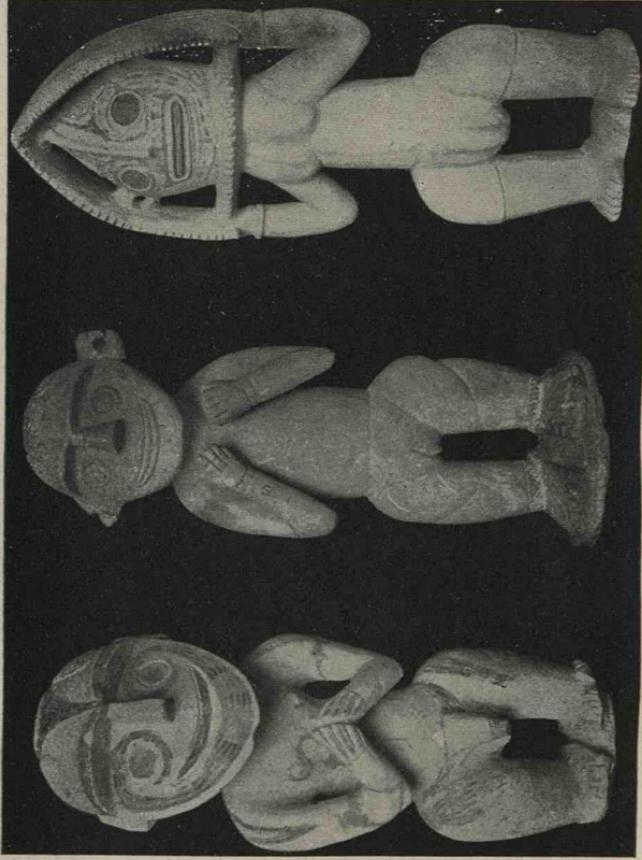
Man darf in all solchen gleichnismäßigen Wendungen, von denen wir zahlreiche Beispiele brachten, keine ursprünglich bewußte Übertragung vermuten. Das Wissen um eine gleichnismäßige Anwendung der Sprache fehlt dem primitiven Bewußtsein ursprünglich völlig. Dem Primitiven sind die im

Wortgebrauche verglichenen Gegenstände etwas tatsächlich Gleiches. Sind doch auch die jahreszeitlichen Feste, Frühlings-, Sonnenwend-, Winter- usw. Feste nicht, wenigstens ursprünglich nicht als Gleichnisse in unserem Sinne, als Allegorien aufzufassen. Sie sind vielmehr ein instinktiver Mitvollzug des Wechsels der Erscheinungen, ein, wenn man sich so ausdrücken darf: unwillkürliches Mitmachen der Naturvorgänge.

In bezug auf die Zahlworte sei schon hier erwähnt, daß auch sie ihren konkreten Ursprung — wir werden noch darauf zurückkommen — vielfach erkennen lassen. Die Bezeichnung für „zwanzig“ lautet in der Cuna-Indianer-Sprache „ein Mann“, denn „zwanzig“ ist die Zahl, die an den Fingern der Hände und den Zehen der Füße eines Mannes abgezählt werden kann.



Tafel III. Weiblicher sammengekauerter Bison, Deckengemälde aus der Höhle von Altamira. Europäische Steinzeit
(Nach Cartailhac und Breuil)



Tafel IV. Steinfiguren aus Neumecklenburg
(Nach Parkinson)

Die Gesellschaft

(Gemeinschaft und Gesellschaft)

Mit dem Oberbegriffe Gesellschaft werden in der modernen Soziologie zwei soziale, ihrem Wesen nach durchaus verschiedene Formen zusammengefaßt: die Gemeinschaft und die Gesellschaft im engeren Sinne. Als Gemeinschaft bezeichnen wir eine soziale Vereinigung, die wie z. B. bei der Familie, dem Stamme auf tiefster innerer Verbundenheit beruht. Gewisse angeborene Triebe, wie Hilfs- und Pfliegetrieb, Instinkt der Unterordnung, die die soziale Ausstattung des Menschen bilden, finden ihre volle Entfaltung nur in der Gemeinschaft, deren Bestand durch sie gewährleistet wird. Von den Gemeinschaften sind scharf zu sondern reine Zweckorganisationen und Interessenverbände (wie z. B. Aktiengesellschaften), die wir als Gesellschaften im engeren Sinne bezeichnen. Es zeigt sich nun, daß der Mensch nach seiner Naturausstattung ursprünglich auf die Gemeinschaft angelegt ist, und daß die Gesellschaften erst auf späteren Stufen zu stärkerer Ausbildung kommen, ja daß auf späteren Stufen manche ursprünglich als Gemeinschaft ausgebildete Formen immer mehr den zweckhaften Charakter von Zweck- und Interessenvereinigungen annehmen. Während ursprünglich bei sozialen Bildungen und Äußerungen in starker Weise religiöse, künstlerische usw. Motive (s. Tafel X und XI b) beteiligt

sind, wird im Verlaufe fortschreitender Entwicklung das wirtschaftliche Interesse, der reine Zweck für alle sozialen Formen und Auswirkungen maßgebend. — Der tiefe Unterschied sei durch eine Stelle aus des Dichters Karl Hauptmanns Tagebuch charakterisiert: „Ein Bauersmann erzählte mir, es wäre einst Sitte gewesen, daß, wenn ein Bauer im Dorfe abbrannte, Nachbarn und Freunde ihm geholfen hätten aufzubauen. — Heute gibt es Brandkassen. Der Mechanismus verrichtet seelenlos, was der Mensch früher mit Liebe und zu seiner Ehre tat.“ Auf der niedrigsten der uns bekannten Kulturstufen finden wir demgemäß kleine Horden und Gruppen, deren Mitglieder durch gemeinsame Abstammung, also durch die Bande der Verwandtschaft zusammengehalten werden. Jeder innerhalb des Kreises Stehende wird als Freund, jeder außerhalb Stehende als Fremder oder Feind betrachtet. Jede Verletzung eines der Hordenmitglieder wird als ein Eingriff in die Rechte der Horde als solche empfunden. So ist das Individuum noch ganz in der Gemeinschaft verborgen; das Individuum lebt also ursprünglich weit mehr in der Gemeinschaft als in sich selbst. Der Brauch der sogenannten Blutrache z. B. entspringt dem Racheimpuls eines Gliedes der Familie oder der gentilen Einheit, die jede Verletzung oder Beleidigung eines Gliedes dieser Einheit als eigene Verletzung oder Beleidigung erlebt. Dieses Gemeinschaftsgefühl äußert sich auch im wirtschaftlichen Leben. Auf der Jagd arbeiten die Sippenossen vielfach Hand in Hand, um Raubtiere zu bekämpfen, Wild sich zuzutreiben usw., und sie helfen sich auch bei der Anfertigung von allerlei Geräten, beim Kahn- und Hüttenbau.

Damit in Zusammenhang steht der Gemeinbesitz von Gütern und der gemeinsame Verbrauch. Bei manchen Völker-

schaften (z. B. Eskimo und Australiern) wird die Verteilung des erjagten Wildes durch strenge Regeln bestimmt. Insbesondere ist es aber der Grund und Boden, der als Gemeineigentum gilt. Noch bei den Azteken z. B., einem Volke, das — man denke an das Kalenderwesen — in mancher Beziehung eine hochentwickelte Kultur besaß, finden wir verwandte Verhältnisse. Das Land des Stammes zerfiel bei diesem Volke in zwanzig Grundstücke, sogenannte Calpolalli, für zwanzig Geschlechtergenossenschaften. Diese Calpolalli wurden in Parzellen aufgeteilt, von denen je eine jedem verheirateten Manne zukam. Hatte jemand die Bebauung des Landes mehr als zwei Jahre versäumt, so wurde er aus dem Stamme ausgeschlossen, und das Land fiel an die Geschlechtergenossenschaft zurück. Das Land war also nicht persönlicher Besitz und auch nicht vererbbar. Im Todesfalle hatte ein Rat der Geschlechtergenossenschaft über die Zuteilung der betreffenden Ländereien zu entscheiden, wobei wohl allerdings zumeist die Regel einer bestimmten Erbfolge innegehalten wurde. Für den Unterhalt der in öffentlichen Ämtern Stehenden, die durch ihre gemeinnützige Tätigkeit daran verhindert waren, ihr Land selbst zu bebauen, gab es öffentliche Ländereien, die von strafweise vom Stamme Ausgestoßenen bewirtschaftet wurden. Der Ertrag dieser Ländereien wurde in gemeinsamen Speichern verwahrt.

Es wäre aber ein Irrtum, zu glauben, daß dem primitiven und primitiveren Menschen der Eigentumssinn völlig fehle. Verschiedenerlei Werkzeuge, Waffen, Schmuck und Geräte namentlich, die von der Sorgfalt des Herstellers zeugen, gelten als persönliches Eigentum und werden mitunter nicht einmal vererbt, sondern dem Eigentümer, wenn er stirbt, ins Grab mitgegeben.

Mit der Gemeinschaftlichkeit des Eigentums, der Gemeinschaftlichkeit beim Ausführen bestimmter wirtschaftlicher Leistungen hängt die Bedeutung der erblichen Tradition zusammen, wie sie vornehmlich bei bereits ansässigen, landbauenden Völkern herrschend ist. Wie im obengenannten Falle das Individuum in der Gruppe, der es angehört, ganz aufgeht, so tritt das Individuum auch in dem Nacheinander der aufeinander folgenden Geschlechter kaum wesentlich als solches hervor. Es wird uns berichtet, daß z. B. die Bevollmächtigten der einzelnen Geschlechtergenossenschaften, aus denen sich der mexikanische Stamm zusammensetzte, wohl der Form nach von einem Rate der Geschlechtergenossenschaft ernannt wurden, in Wirklichkeit aber zumeist dem Vorgänger in Erblichkeit folgten. Wir hören auch, daß der Stand der Kaufleute erblich und auch im Handwerke eine gewisse Erblichkeit geltend war. Von unseren heutigen Verhältnissen aus, in denen alles von begrenzten Zwecken bestimmt ist, man sich überall bemüht, strenge Arbeitsteilung durchzuführen und den voneinander getrennten Arbeitsgebieten die besonders durch angeborene Fähigkeiten ausgezeichneten Menschen zuzuweisen, erscheinen solche Tendenzen der Erblichkeit, wie sie sich in den eben berichteten Beispielen zeigen, zunächst sinnwidrig und das soziale Leben gefährdend. Indessen auf früheren Stufen sind nicht einzelne Persönlichkeiten die Träger der beruflichen Traditionen und handwerklichen Fertigkeiten, sondern die Geschlechter. Sie als „Individuen höherer Ordnung“ lassen vermöge innigerer Verbundenheit ihrer Angehörigen untereinander Stil und Formen der Lebensäußerungen in der Folge erbender, überlieferungstreuer Geschlechter heranreifen, Formen, die als der gemäße Ausdruck der ganzen Gemeinschaft zu

gelten haben. Das einzelne Individuum als solches vermöchte ihren Stil nicht zu gestalten und zu erfüllen, vielmehr kann der Stil der Äußerungen zu überpersönlicher Gültigkeit und Größe anwachsen, gerade weil der individuelle Ausdruck ganz in ihm erlischt. Darum weisen alle Lebensäußerungen primitiver und primitiverer Völker stets das Gepräge stilvoller Einheitlichkeit und Geschlossenheit auf, welche den ästhetisch empfänglichen Forscher stets mit höchster Bewunderung erfüllt.

In diesem Zusammenhange wird auch die große Gleichgültigkeit primitiver Menschen dem Tode gegenüber, von der häufig berichtet wird, verständlich. Simmel sagt einmal: „Wer sein Wesen auf die (allgemeine) Form beschränkt oder, wenn man will, zu ihr erweitert hätte, in der er mit seinem Typus eines ist, der wäre in tieferem Sinne in aller Zeit und über aller Zeit.“ „Der Typus stirbt nicht, aber das Individuum stirbt, und je individueller also der Mensch ist, desto ‚sterblicher‘ ist er.“ —

Eigentümlich ist, daß die gesellschaftliche Gliederung und ihr Aufbau vielfach mit der hierarchischen Gliederung der Gottheiten übereinstimmt; man hat hier wohl von einem „himmlisch-irdischen Parallelismus“ gesprochen. Dieser erklärt sich aus der Neigung des Menschen, seine eigenen (sozialen) Verhältnisse anderen Verhältnissen, also hier denen der Gottheiten und Dämonen, als Schema zugrunde zu legen. —

Ein weiteres Moment, das für das gesellschaftliche Leben der Primitiven bezeichnend ist, ist der religiös-zeremonielle Charakter. Fast alle Lebensäußerungen sind mit zeremoniellen Bräuchen durchsetzt oder sind selbst fast zu kultischen Formen ausgestaltet. Noch im alten Mexiko waren sogar die Kriege, die bei uns im letzten Grunde wirtschaftliche Anlässe und

Ziele haben, also reine Zweckunternehmungen sind, gleichsam eine Art Zeremonien. Voran schritten beim Ausmarsche, so wird uns berichtet, die Priester in feierlicher Prozession mit den heiligen Götterbildern. Die Krieger, die ihnen folgten, waren mit prunkvollem Aufputze wie zu einer Festlichkeit geschmückt; ihre Verdienste waren an prächtigen Ehrenzeichen kenntlich. Ihr Ziel fanden die kriegerischen Unternehmungen vornehmlich in der Einbringung von Gefangenen, die den Göttern als Opfer dienen sollten. Begonnen wurden die Kriegszüge mit Vorliebe an bestimmten Tagen, die nach dem Urteile der Kalenderkundigen aus magischen Gründen als besonders günstig galten. Vor allem ist es aber überall der Ackerbau, der mit zahllosen religiöseremoniellen Bräuchen umwoben wird. Bei Virgil noch heißt es in der *Georgica*: „Dreimal umwandle die Saat das segnende Opfer, und frohlockend folge der Chor mit den frohen Genossen, rufend Ceres hinab in das Haus mit Geschrei, und nicht eher setz' an die schwellende Saat der Landmann jemals die Sichel, als nachdem er zuvor die Schläfe bekränzet mit Eichlaub, Ceres mit ländlichem Tanze geehrt und mit frohen Gesängen.“

Der Sinn solcher zeremoniellen Bräuche, wie sie alle Regungen des Lebens gestalten, liegt in der beschwichtigenden Wirkung, die sie auf die Darsteller selbst ausüben, oder auch in der Befriedigung, sich selbst in sichtbaren, farbenfreudigen Formen zum Ausdrucke zu bringen.

In diesen Formen ist der Mensch an ein Dingliches (Gerät, Schmuck, Tracht) gebunden, das ihn über sich hinaussteigert und einordnet in die Symbolik der Gemeinschaft, der er angehört, und in der diese ihren repräsentativen Ausdruck findet. Zeremonie, Feier, Tracht sind also nichts in

einem flachen Sinne „Äußerliches“. Alles ist mit einem tiefen Sinn erfüllt, ist symbolschwer und bedeutungsgesättigt. In den Bräuchen offenbart und verwirklicht sich die Gemeinschaft in ihrer Symbolik als eine alle Gemeinschaftsglieder umfassende Form, die alle Angehörigen in ihrer Feierlichkeit zu einer Einheit zusammenschließt.

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei eine Besonderheit sozialer Gliederung erwähnt, die unter dem Namen „Totemismus“ bekannt geworden ist, und deren Deutung seit langem die Ethnologen beschäftigt hat. Totemismus ist der Glaube an die besondere Zugehörigkeit von Wesen (den Wappen- oder Totemtieren, mitunter aber auch Pflanzen oder als lebendig gedachter Gegenstände) zu einer Gruppe oder Art von Menschen, den Totemisten. Vielfach gilt das Wesen (Tier oder Pflanze) als der mythische Stammvater oder Ahnherr der Gruppe und gibt ihr seinen Namen. Eine besondere Bestimmung ist es dabei häufig, daß erstens dem Totemisten eine schonende oder ehrfürchtige Behandlung des Totemwesens zur Pflicht gemacht wird, insofern es nicht ohne weiteres getötet oder gegessen werden darf; zweitens ist es zuweilen dem Totemisten untersagt, eine Ehe mit Angehörigen seiner eigenen Gruppe einzugehen. Zur Deutung dieser seltsamen Bräuche wird hinsichtlich der dämonologischen Seite in späteren Abschnitten weiteres zu sagen sein. (In dem Abschnitte „Wissenschaft“ wird insbesondere eine Erklärung von Grund und Sinn der Zusammengehörigkeit von Totemtieren und Totemisten anläßlich einer Betrachtung des klassifizierenden Denkens gegeben werden.)

Die Medizin

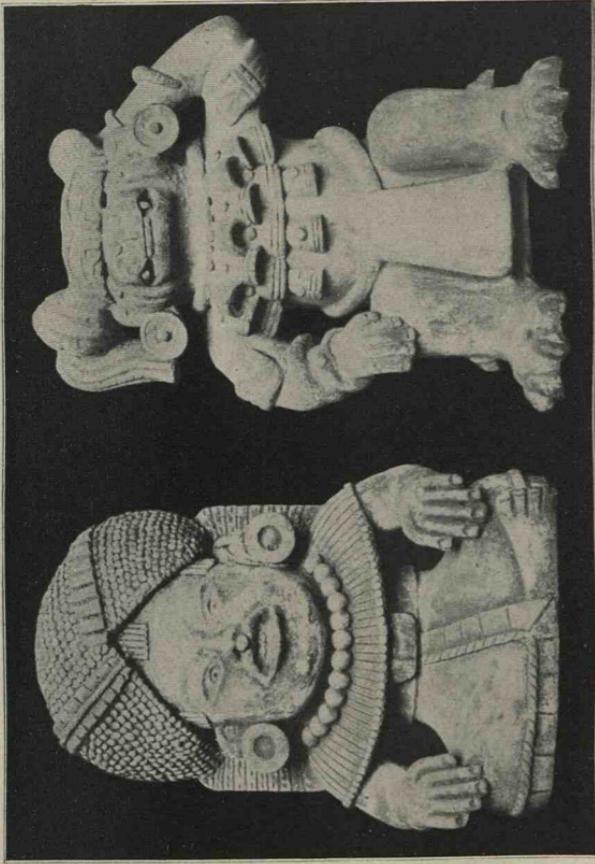
(Magische und rationelle Therapie)

In der Medizin der Primitiven können wir zweierlei Heilverfahren unterscheiden: 1. Kunstgriffe und Heilmittel, die auch eine in unserem Sinne nützliche Behandlung ermöglichen. 2. Magische Methoden. Von den Arzneien der erstgenannten Methoden sind manche Allgemeingut der betreffenden Völkerschaft und nehmen ungefähr die Stellung unserer Hausmittel ein. Die Bereitung anderer hingegen wird mitunter sorgfältig in bestimmten Familien als kostbares Geheimnis gehütet und von einer Generation zur anderen vererbt. Dem Linderung suchenden Kranken wird dann nur die fertige Medizin ausgehändigt, nicht aber das Rezept verraten.

Von Arzneien, die auf der Südseeinsel Nauru allgemein gebräuchlich sind, teilt Hambruch u. a. die folgenden mit: Die Galle des Ibia-Fisches, die gegen eine Hautflechte verwandt, das Öl der reifen nußähnlichen Früchte des Calophyllum-Baumes, das für Einreibungen bei Rheumatismus und Ringwurmkrankheit verwandt wird. Verletzungen versteht man ausgezeichnet zu behandeln, Knochenbrüche werden kunstgerecht geschient; das beschädigte Glied wird zwischen zwei und mehr Holzstäbe gelegt, der Bruch eingerenkt und die Holzstäbe fest umschnürt, so daß das Glied gestreckt ist; Verstauchungen und Verrenkungen versucht man durch Massage



Tafel V. Columbische Tonfiguren
(Berliner Museum für Völkerkunde)



Tafel VI. Zapotekische Plastik. Oaxaca
(Berliner Museum für Völkerkunde)

zu heilen. Als Verbandmittel benutzt man den zähen, weißen Bast einer Lilienart. Man trennt davon die weiße zarte Epidermis der Unterseite ab und verwendet sie als Verbandgaze. Einen Ersatz für unseren Verbandmull besitzt man in dem leichten zarten Flaum, der die Blattscheiden der Kokospalmwedel überzieht. Das schwammähnliche Gewebe wird abgeschabt und zum Aufsaugen der Wundflüssigkeit auf die Verletzung gelegt. Wunden werden vor der Behandlung sorgfältig gereinigt und ausgebrannt, was durch Einträufeln von heißem, aufgekochtem Kokosnußöl in die Wunde geschieht. Auch das Zur-Ader-Lassen ist gebräuchlich, man führt es aus mit einem kleinen Gerät, an dem man einen kleinen spitzen Hai- oder Delphinzahn befestigt. Man wendet es unter anderem bei Kopfschmerz an, indem man ein Blutgefäß in der schmerzenden Schläfengegend öffnet. Außer solchen Mitteln werden bei Primitiven Verfahren angewandt, die nur psychische, suggestive Wirkungen auszuüben vermögen. Dann wird die Krankenheilung mitunter zu einem Feste erregter Leidenschaft, das zwar dem Gottesdienste verwandt, doch auch von einer Tanzfeier nicht allzuweit getrennt ist. Bei den Tlinkit-Indianern z. B. sitzt der Kranke, wie uns berichtet wird, neben dem Feuer auf einer Matte, der Medizinpriester, der das Haar bis zu den Knien herabwallend trägt, neben ihm. Er trägt auf dem Kopf eine Krone aus Holzstäben, die, den Hörnern der Bergziege gleichend, bei jeder seiner Bewegungen aneinander schlagen, und am Nacken einen Kranz, mit allerlei seltsamem Zierat besetzt. Weiter ist er umgürtet mit einer bunten Tanzdecke und bis zu den Lenden nackt. Er kauert auf den Knien und bewegt den Oberkörper in krampfhaften Zuckungen hin und her, schweißtriefend vor Anstrengung. Laut und einförmig ertönt sein Gesang, den

er mit einer hölzernen Klapper in Gestalt eines Kranichs begleitet. Oft unterbricht er sich mit heftigem Schreien und mit wildem Ächzen und Stöhnen. Sein Heilwerkzeug bilden kleine Stäbe aus gerundetem Erlenholze, die an den Enden zu kleinen Klammern ausgestaltet sind, mit denen er die Füße und den Kopf des Kranken umfaßt. Dann ergreift er die Hände des Leidenden, legt sie über dessen Bauch und führt ihn um das Feuer, indem er die Namen von helfenden, dämonischen Tieren ausruft. Eine Anzahl von Männern hockt dabei um das Feuer und schlägt mit Stangen und Stäben den Takt dazu auf Brettern. Zwischen ihnen und dem Medizinpriester wechselt Rede und Gegenrede in kurzen, abgebrochenen Sätzen.

Der Erfolg solcher magischen Verfahren, zu deren Hilfsmitteln auch Amulette zu rechnen sind, wird durch die große Empfänglichkeit des Primitiven, durch seine Suggestibilität gewährleistet. Unsere andersgeartete psychisch-physische Konstitution würde den magischen Manipulationen gegenüber völlig versagen. In dem Primitiven, der von ihnen im hohen Maße in Mitleidenschaft gezogen wird, werden dadurch Beschwichtigungen, Entspannungen usw. ausgelöst. Solche tiefgreifenden Wirkungen sind um so mehr gewährleistet, als die besondere Beeinflußbarkeit der automatisch verlaufenden oder instinktiv sich vollziehenden Funktionen der Organe (Atmung, Herzschlag, Sekretion usw.), die bei uns fast jeder unmittelbaren Einwirkung entzogen sind, ihn dazu geeignet macht.

Wie wirksam auch in unseren Verhältnissen gelegentlich psychische suggestive Einflüsse sein können, ist insbesondere durch Fälle der Hysterie erwiesen, von denen Carl Ludwig Schleich u. a. Beispiele bringt. Die gesteigerte

seelische Erregbarkeit gibt zu allerhand Neubildungen Anlaß. Bei einer hysterischen Frau z. B. verursachte der unerwartete Anblick eines Walrosses Wachstumserscheinungen des Eckzahnes. In der Heilweise der sogenannten „Christian Science“, einer amerikanischen Sekte, wird auf solche Empfänglichkeit ein Heilverfahren gegründet, das mit seinem religiös theoretischen Unterbau dem Patienten die Bildung heilkräftiger Suggestionen erleichtert: „Fange deine Behandlung stets damit an, daß du die Furcht der Patienten beschwichtigst. Flöße ihnen stillschweigend die Gewißheit ein, daß sie von Krankheit und Gefahr frei sind. . . Beachte einmal, wie der Gedanke das Gesicht blaß macht. Er verzögert oder beschleunigt den Blutumlauf und macht so die Wangen erbleichen oder erröten. In derselben Weise vermehrt oder vermindert der Gedanke die Absonderungen, die Tätigkeit der Lungen, der Därme und des Herzens. . . Nicht Materie, sondern Gemüt reguliert den Zustand des Magens, der Därme, der Temperatur bei Kindern und Erwachsenen.“ —

Für den Suggestionscharakter mancher Heilsprüche sei ein Beispiel gegeben, das Hambruch aus Nauru mitteilt. Es wiederholen sich darin Sätze wie: „Die Krankheit deines Kopfes werde besser, du wirst gesund; die Krankheit deines Armes werde besser, du wirst gesund; die Krankheit deiner Gedärme werde besser, du wirst gesund“ usw. „Trinke schnell dein Wasser, du wirst rasch kräftig; trinke schnell dein Wasser, du wirst wieder wohl und munter“ usw.

Mitunter wird die Wirksamkeit solcher Worte durch eindrucksvolle Manipulationen gesteigert, durch Tänze in seltsamem Aufputze, wie wir es oben von nordamerikanischen Indianern berichteten. Am Schlusse der Aufführungen wird dann wohl auch ein Steinchen, in das man die Krankheit

gleichsam bannet, vorgewiesen. Derartige Bräuche sind von den europäischen Beobachtern vielfach halb mitleidig, halb entrüstet als Betrug gebrandmarkt worden.

Wenn auch nicht alle solche Aufführungen immer den erwünschten Erfolg herbeiführen, so sind doch die Einwirkungen bei der Suggestibilität des Primitiven gewiß nicht gering zu veranschlagen. Zu beachten ist auch, daß die Zauberzeremonien nicht nur dem Kranken, sondern vielfach, so sonderbar es zunächst erscheinen mag, den Angehörigen helfen, sie nehmen ihnen die lähmende Angst, mit denen der Anblick der unheimlichen Anzeichen einer Krankheit sie erfüllt. — (Von den Araukanern heißt es z. B., daß sie in Krankheitsfällen unter Blutversprengen in den vier Winkeln des Hauses Tabak ausstreuen.)

Der Kalender

(Zeitrechnung und Zeitbewertung)

Die ursprünglichste Zeiteinteilung wird die Bezeichnung der Jahreszeiten nach dem Wechsel der Wachstumserscheinungen der Natur gewesen sein. Ein eigentlicher Kalender entsteht aber erst durch die zahlenmäßig genauere und astronomisch begründbare Fixierung von Zeitperioden. Die ursprünglichen Motive für solche Vornahmen sind nicht leicht zu finden. Es muß ein Anlaß vorhanden gewesen sein, der Interesse und Aufmerksamkeit für solche Perioden erweckte, der verursachte, daß dem Menschen diese Perioden als solche ins Bewußtsein traten. Es seien darüber die folgenden Vermutungen mitgeteilt:

In der bekannten altmexikanischen Bilderhandschrift des Codex Borgia befindet sich auf dem siebzehnten Blatt eine merkwürdige Darstellung: Die Figur des Gottes Tezcatlipoca, auf deren Körperteile kalendarische Symbole verteilt sind. Körperteile werden also hier mit Zeitperioden in magische Beziehung gebracht. Wie aus anderen mexikanischen Quellen hervorgeht, stehen bestimmte Körperteile aber auch unter dem Einflusse von bestimmten dämonischen Mächten. Die Leber wird beherrscht vom Krokodil, der rechte Arm vom Adler, der Penis von der Schlange, der linke Arm vom Affen usw. Etwas Ähnliches berichtet Bastian von den Maori Neusee-

lands. Der Körper des sogenannten Tiki, der gleichsam als das ideale Urbild des Menschen zu betrachten ist, stand unter dem besonderen Schutze Rongos als Hüter der linken Seite, sowie Rehuas und Tus als Hüter der rechten Seite. Über den Kopf aber wachte der Gott Rauru, über die Stirn Tonga, über die Augen Tonga-meha, über den Mund Purakau, über die Lungen Rongo-mai, über die Brust Moko-titi, über die Leber Tupari usw. Etwas Verwandtes liegt auch in den Lehren der mittelalterlichen jüdischen Mystik, der Kabbala, die auf altorientalische Traditionen zurückgeht, vor. Dort finden wir in den Büchern schematische Darstellungen des metaphysischen „Urmenschen“ („Adam Kadmoni“), auf dessen Gliedmaßen die sogenannten Sephirot verteilt sind. Die Sephirot sind nach diesem Glauben kosmische Mächte, Ausstrahlungen des „Unendlichen“, die ihrerseits wieder Wirkungen auszuüben vermögen. Auch im alten Ägypten und in China scheinen ähnliche Beziehungen nachzuweisen zu sein. Man dachte sich in Ägypten nämlich, daß unter der Mitte des Himmels eine aufrechte menschliche Figur sitze, deren Scheitel unter dem Zenit stehe. Die Sterne, die sich dem Zenit nähern, befinden sich also über einem der Körperteile dieser Figur, und diese Stellung ist es, die in den Sternlisten verzeichnet wird. Es sind uns in Königsgräbern der zwanzigsten Dynastie mehrere derartige Listen erhalten. Am „16. Phaophi“ steht beispielsweise der Stern Petef über dem Herzen, der Stern 'Ary über dem linken Auge, der Stern des S'ah (Orion) über dem linken Ellenbogen, die Sterne des Wassers über dem Herzen, der Stern der Tausende über dem linken Auge usw. In China ist der ganze menschliche Körper mit kosmischen Potenzen, Weltgegenden, Winden, Elementen, Planeten usw. in Beziehung.

Wie sind nun diese seltsamen, auf so weit voneinander entfernten Gebieten vorgefundenen übereinstimmenden Anschauungen von dem Zusammenhang zwischen Körperteilen



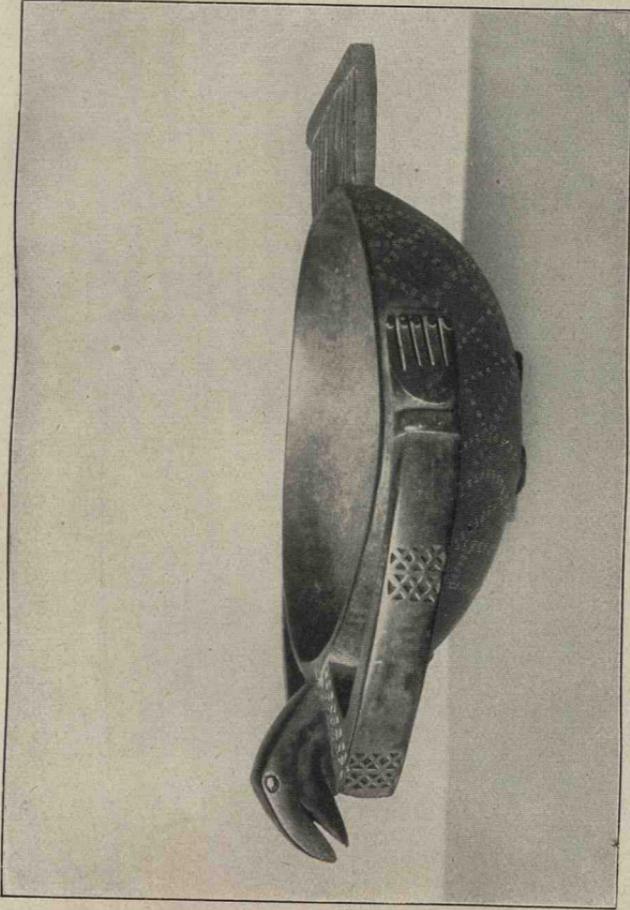
Abb. 7. Links der altmexikanische Todesgott, rechts der Windgott, Leben (Wind, Hauch) und Tod bezeichnend, umgeben von kalendarischen Symbolen
(Nach dem Codex Vaticanus A)

und Dämonen oder Mächten, Anschauungen, die wir als die der „magischen Anatomie“ bezeichnen möchten, zu deuten und zu erklären? Uns scheinen sie Hinweise darüber zu enthalten, wie überhaupt die Entstehung des Kalenders aufzufassen ist. Nach Untersuchungen, unter anderen von

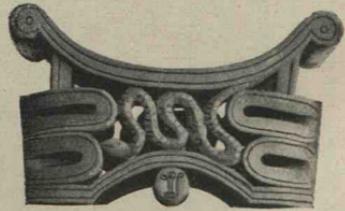
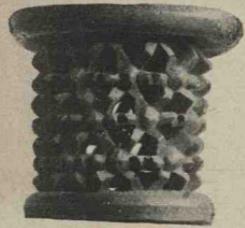
L. Staudenmaier, scheint es erwiesen, daß es in der Seele jedes Menschen, wenn Halluzinationen erweckt werden, eine besondere Veranlagung und Neigung gibt zur fast gesetzmäßigen Bildung von ganz bestimmten Gestalten. Die geschauten Gestalten — wir werden sie als „phantastische Dissoziationen“ bezeichnen — stehen nämlich mit bestimmten Organen des Leibes und den Eingeweide-Empfindungen in Beziehung, insofern also jeweils bestimmte phantastische Dissoziationen bei Reizung eines bestimmten Organes gebildet werden. Wir vermuten nun, daß in der Verknüpfung von dämonischen Vorstellungen mit Gliedmaßen und Körperteilen in den mythischen Überlieferungen primitiver Völker solche Beziehungen von leiblichen Organen zu bestimmten phantastischen Dissoziationen zum Ausdrucke kommen. Mit anderen Worten: was wir als Zusammenhang von bestimmten leiblichen Organen und ihren Reizen mit bestimmten Vorstellungen (phantastischen Dissoziationen) betrachten, das betrachtet der primitive Mensch, dem die Vorstellungen als wirklich in der Außenwelt vorhanden erscheinen, als einen Zusammenhang von Körperteilen und dämonischen, kosmischen Mächten. Diese Dämonen spielen nun vielfach — das ist es, was uns hier zunächst besonders interessiert — als maßgebende Faktoren, als Beherrscher bestimmter kalendarischer Zeitperioden eine Rolle.

Es kommt nun noch etwas Weiteres, das für unseren Zusammenhang wichtig ist, hinzu.

Es ist bekannt, daß die weibliche Regel und die Mondphasen sich in gleichen Zwischenräumen wiederholen und noch heute gelegentlich bei uns im Volksglauben als identisch gelten. Fließ, Swoboda, Kammerer haben das Wesen weiterer Perioden, in denen das Leben des Menschen abläuft, er-



Tafel VII. Holzschale in Gestalt eines Vogels von den Admiralitätsinseln
(Nach Parkinson)



Tafel VIII. Holzschnitzereien aus Kamerun
(Lindencmuseum, Stuttgart)

gründet, sogenannte Lebensrhythmen, periodische Vitalitätsschwankungen festgestellt, in denen günstige und ungünstige Tage in regelmäßiger Folge sich aneinanderreihen.

Es drängt sich nun die Vermutung auf, daß solche menschlichen Perioden, Vitalitätsschwankungen bei der Entstehung des Kalenders mitbestimmend gewesen sind, daß durch ihr Vorhandensein die Aufmerksamkeit und das Interesse geweckt wurden zur Beachtung mancher Gesetzlichkeiten im Gestirnlaufe. Mit anderen Worten, manche der astronomisch-kosmischen Perioden kamen erst als der sich als entsprechend darbietende symbolische Ausdruck menschlicher Perioden zum Bewußtsein. So hat der zweihundertsechzigtägigen Periode des sogenannten „Tonalamatl“ im mexikanischen Kalender vielleicht außer astronomischen Zeiträumen ursprünglich die Dauer der Schwangerschaft zugrunde gelegen.

In Altägypten, China, Babylon, Mexiko, im europäischen Mittelalter, in Indonesien galt der Kalender in hohem Maße als Schicksalsbuch, d. h. als Tafel, die die Bestimmung der für ein Unternehmen günstigen Tage ermöglicht. In China wurde der Kalender sogar alljährlich im Auftrage der Regierung von einer dem Ministerium des öffentlichen Kultus unterstehenden besonderen astrologischen Behörde geprüft, zusammengestellt und herausgegeben. Wohl jeder des Lesens kundige Chinese besaß ein Exemplar, um sich darüber belehren zu können, was ihm an jedem Gottestage zu unternehmen gestattet sei, ohne sich etwaigen verhängnisvollen Folgen seiner Handlungen auszusetzen. Im Kalender fand er genaue Angaben darüber, welche Tage günstig waren, um eine Ehe einzugehen, einen Hausbau in Angriff zu nehmen, den Schulbesuch zu beginnen, Kleider zuzuschneiden, ein Bad zu nehmen, sich den Kopf rasieren zu lassen usw.

Auch im alten Ägypten finden wir ähnliches. Aus dem mittleren Reiche ist der Kalender eines Monates erhalten, in dem achtzehn Tage als gut, neun als schlecht und drei als halbgut bezeichnet sind, und aus dem neuen Reiche haben wir ein umfangreiches Buch, das für einen Teil des Jahres die gleichen Angaben liefert. So lesen wir z. B. beim zwölften Tage des ersten Wintermonates, daß er sehr schlecht sei, und daß man es vermeiden müsse, „an diesem Tage eine Maus zu sehen“. Im alten Mexiko galt in analoger Weise der Kalender als das „Buch der guten und bösen Tage“, und es war eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Priester, den Ratsuchenden Auskunft zu geben über Gunst und Ungunst der Tage für die Vornahme irgendeiner Beschäftigung.

Solche Benützung des Kalenders zur Tagewählerei ist wohl die ursprüngliche gewesen.

Die magische Bedeutung des Kalenders wird uns erst verständlich und erscheint uns erst sinnvoll und wirklich begründet, wenn wir annehmen, daß die als günstig bzw. ungünstig bezeichneten Zeiten ursprünglich die Mitbedeutung von menschlich, subjektiv günstigen bzw. ungünstigen Zeiten hatten. Später ist dann diese Mitbedeutung mehr und mehr in den Hintergrund getreten.

Magische Bräuche

(Magisches und technisches Handeln)

Als magische Bräuche bezeichnen wir Tätigkeiten des primitiven Menschen, die mit dem religiösen Glauben in Beziehung stehen und keine in unserem Sinne ohne weiteres zweckvolle Bedeutung haben. Zu den hierher gehörigen Tätigkeiten rechnen wir insbesondere: Riten, Kulte und alle Arten von Zaubereien.

Das ganze Leben des primitiven Menschen ist durchsetzt mit solchen Bräuchen: Ackerbauriten, Toteneremonien, Jagdzauber usw. geben seinem Leben eine Buntheit, die den Betrachter immer wieder in Erstaunen setzt. Manche von diesen Handlungen sind die Äußerungen eines Ausdruckstriebes, verdanken ihre Entstehung also der besonderen Neigung des Primitiven sich in Szene zu setzen, sich in anschaulich-bildhaft-farbigen Vorgängen mit allerlei Gepränge in Erscheinung zu bringen. Manches erhält dabei in der Formensprache von Bewegungen und Bildhaftem eine Ausprägung, was bei uns Gegenstand wörtlicher Mitteilung ist. Leo Frobenius sagt einmal in diesem Sinne: „Die Sitten und Gebräuche sind bei ihnen [den Primitiven] gewissermaßen Ausdrucksformen dessen, was bei uns die Sprache, das Denken, das Bewußtsein wiedergeben.“

Bei manchen, insbesondere zauberischen Bräuchen handelt

es sich indessen noch um etwas anderes, wenn das Ausdrucksbedürfnis auch gelegentlich mit hineinspielen mag. Wenn wir solche Bräuche wirklich verstehen wollen, müssen wir uns zunächst des Urteiles entschlagen, das sich namentlich in älteren Werken in fast einmütiger Weise findet, man habe es bei aller Art Zaubereien im primitiven Leben mit sinnlosen, unzweckmäßigen, irrtümlichen, ja geradezu betrügerischen Verhaltensweisen zu tun. Eine solche Auffassung läßt völlig unerklärt, was denn die Beibehaltung solcher durch Jahrtausende hindurch üblichen und ehemals in großer Gleichartigkeit über die ganze Erde verbreiteten Verhaltensweisen eigentlich gewährleistet. Riten, Kulte, Zaubereien stellen aber eine, wenn auch uns durchaus fremde Verhaltensform dar, die, so sehr sie von der wissenschaftlich-technisch-praktischen des vom vernunftgemäßen Denken in seinem Handeln bestimmten Menschen abweicht, nichtsdestoweniger Notwendigkeiten entspricht und Bedürfnisse in gemäßer Weise befriedigt. Allerdings dürfen wir die magischen Handlungen nicht ohne weiteres mit bei uns noch gelegentlich üblichen Bräuchen, wie Kartenlesen, Amuletttragen usw. vergleichen. Diese Bräuche sind heute von uns zumeist nicht ohne weiteres mehr in ihrer ursprünglichen Wirksamkeit vollziehbar und unserer geistigen Verfassung und unseren seelischen Zuständen nicht mehr gemäß.

Der Sinn der magischen Handlungen im Leben des Primitiven liegt nicht, dessen müssen wir uns stets erinnern, in irgendeiner Wirkung auf die Außenwelt, sondern in einer Wirkung beschwichtigender Art, die sie in dem Ausübenden selbst auslösen. Der Ausübende wird bei dem Vollzuge der magischen Handlung durch Ausschaltung unerträglicher oder hemmender Vorstellungen, Empfindungen und Gefühle in

seinem Zustande geändert; wenn auch nicht die Lebensbedingungen der Außenwelt günstigere werden, so wird doch sein Sicherheitsgefühl, seine Zuversicht, seine Bereitwilligkeit gehoben. Das zugrunde liegende Verhalten ist in fundamentaler Weise verschieden von dem des Menschen höherer Kulturstufe, der vorwiegend die Neigung hat, aktiv in die Umwelt und Außenwelt einzugreifen, um dort durch seine Tätigkeit eine günstigere Bedingung für sich zu bewerkstelligen. Wir haben hier den Unterschied des Homo divinans vom Homo faber, wie wir ihn in den einleitenden Bemerkungen charakterisierten, vor uns, einen Unterschied, der bereits in der älteren Kulturgeschichte in der Einteilung des Menschengeschlechtes in aktive und passive Rassen durch Klemm zum Ausdrucke kam.

„Wenn die mexikanischen Priester“, so heißt es in einem alten Berichte, den wir als Beispiel hier anführen möchten, „sich mit der (in den Tempeln geweihten) Hexensalbe anstrichen, verging ihnen alle Furcht, überkamen einen greulichen Geist und grimmig Gemüt also, daß sie Menschen unverzagt opferten, gingen bei Nacht und Nebel auf dem Gebirge in greulichen Höhlen und Klüften, verachteten die grimmigen Tiere, so sich im Gebirge hielten, und andre wilde Tiere mehr, sollten für ihnen durch Kraft des obgemelten Schmers weichen und fliehen . . .“

Ein weitverbreiteter magischer Brauch ist der Bildzauber. Es ist ein ehemals — man kann fast sagen — über die ganze Erde verbreiteter Glaube, daß man einer abwesenden Person, die man verabscheut und haßt, dadurch Schaden zufügen könne, daß man ihr Bild durchbohrt, verletzt, verbrennt usw. Statt des Bildes kann man auch Teile von der Kleidung der Person oder auch sonstige kleine Gegenstände

aus ihrem Besitze zu solch schwarzer Magie verwenden. Zur Beurteilung derartiger Bräuche muß man sich auf ihre ursprüngliche Form besinnen. Das ursprünglichste ist, daß ein Mensch beim Anblick eines Kleidungsstückes oder Gegenstandes aus dem Besitz einer verabscheuten Person die Gegenstände mit irgendwelchen Gebärden eben des Abscheus, des Hasses behandelt. Der primitive Mensch, für den ausdrucksstarke Gebärden charakteristisch sind, wird vielleicht die Gegenstände bespeien, mit den Füßen treten usw. Er entläßt die aufgestauten Gefühle des Hasses in irgendwelchen Äußerungen. Bei der verächtlichen Behandlung der Gegenstände hebt sich auch sein Selbstgefühl, das Gefühl seiner Überlegenheit. So wird er seinem Feinde, wenn er ihm nach einiger Zeit entgegentritt, viel selbstsicherer, eben überlegener, gegenüberstehen. Insofern also, als er sich in seinem Selbstgefühl festigte, hat er sich durch seine Manipulationen seinem Feinde gegenüber wirklich ein Plus erworben und diesem einen Nachteil zugefügt.

In gleicher Weise durchsichtig sind Bräuche, die aus Anlaß von Finsternissen vorgenommen werden. „Bei den Finsternissen opferten die Mexikaner Menschen mit weißen Haaren und weißen Gesichtern“ (Albinos), die Chiquito-Indianer schießen bei Sonnenfinsternissen gegen den vermuteten, die Sonne blutig beißenden Hund Pfeile, die Yukateken endlich schlugen bei Mondfinsternissen, wo der durch die Ameise Xalab gebissene Mond sterben will, die Hunde, daß sie heulten, und vollführten sonstigen Lärm. Der Sinn aller dieser Operationen ist nicht eigentlich, wenigstens ursprünglich nicht, die Abwendung des Geschehens am Himmel, so sehr wir geneigt sind, von unseren Erfahrungen und Anschauungen her, solche Tendenz als selbstverständlich voraus-

zusetzen und in den Vorgang hineinzudeuten. Vielmehr entledigt sich der Primitive in den „Abwehrhandlungen“ instinktiv des ihn lähmenden Angstgeföhles, der ihn hemmenden Vorstellungen und Empfindungen, die in den Abwehrhandlungen zum Ausgleich kommen.

In analoger Weise erklären sich die zahlreichen Totenbräuche, die im Leben des Primitiven eine so große Rolle spielen. Durch ihre Ausübung wird der Vorstellung, die die Überlebenden von dem Verstorbenen haben, etwas von dem Unheimlichen und Beängstigenden genommen.

Der Primitive vollzieht also die Überwindung von Hemmungen vielfach von sich aus, während der entwickelte Mensch die Tendenz hat, die Änderung der objektiven Bedingungen anzustreben. Die Konflikte und Störungen des Geföhlslebens werden also beim Primitiven vielfach von subjektiver Seite her bewältigt. Da die Konflikte nicht nur in der Außenwelt, sondern auch in der Art der Einstellung zur Welt liegen, kann der Konflikt oder die Spannung von subjektiver Seite her wirklich gelöst werden. Denn durch eine veränderte Einstellung erhält die Welt einen anderen Wert. Die Umstellung ist also ein Akt instinktiver Selbstregulierung und Selbstausbalancierung des gestörten Geföhlslebens. Das ist der eigentliche Sinn der magischen Bräuche.

Die Wirksamkeit der magischen Bräuche erklärt sich dabei aus jener häufig als Suggestibilität bezeichneten Eigenschaft, die dem Primitiven in so hohem Grade eigen ist, daß, wie uns mehrfach berichtet wird, ein Fluch einen Menschen tatsächlich zu töten vermag.

Auch in unseren Verhältnissen begegnet man vielfach Veranstaltungen, denen eine gewisse Ähnlichkeit mit magischen

Handlungen nicht abzusprechen ist. Als z. B. einige Jahre nach dem großen Kriege ernste politische Ereignisse die Gemüther erregten, wurden große Versammlungen mit der Parole „Nie wieder Krieg“ abgehalten. Eine unmittelbar politische Wirkung konnte von solchen Versammlungen wohl kaum erwartet werden, aber trotzdem war ihre Einberufung nicht ohne Wert, denn man konnte beobachten, wie Tausende beruhigt und beschwichtigt nach Hause gingen. Der Vergleich mit der Ausübung von allerlei Abwehrzauber drängt sich ohne weiteres auf.

Ein anderes Beispiel von magischen Wirksamkeiten in unseren Verhältnissen ist das folgende:

Der Verfasser dieses Buches erinnert sich aus seiner Studienzeit eines Mannes, der zu seiner Freude den Federhalter eines berühmten, von ihm sehr verehrten Schriftstellers als Geschenk erhielt. Er hielt den Federhalter stets in großen Ehren und benutzte ihn nur bei wichtigen Arbeiten; dann, so pflegte er zu sagen, wäre es ihm, als ob dieser ihn mit Zuversicht und Selbstgefühl erfülle und dadurch dazu beitrage, ihn in seinen Arbeiten zu fördern. Dieser Gegenstand ist also für den Besitzer, ohne daß der sich das eingestanden haben würde, ein richtiges Amulett, das seine heilsamen Einflüsse ausstrahlt. — Schließlich sei noch eine Parallele zu jenem Jagdzauber gebracht, bei dem die Jagd bereits vorher in sinnbildlicher Weise zur Darstellung kommt. Es ist bekannt, daß Turner vor einer besonderen Kraftleistung, etwa einem Hochsprung, eine ruckartige kleine Bewegung im Stehen ausführen, gleichsam als versetzten sie sich bereits in die bevorstehende Situation hinein. Das erinnert uns in merkwürdiger Weise an den Jagdzauber, bei dem auch die bevorstehende Jagdhandlung in

sinnbildlicher Weise „vorgeübt“ wird. Wenn hier von dem Worte „vorgeübt“ Gebrauch gemacht wird, so soll damit keineswegs an eine bewußte Vorübung gedacht werden. Vielmehr handelt es sich hier um instinktiv ausgeführte Bewegungen, über deren Wirkungen man sich keineswegs Rechenschaft gibt.



Abb. 8. Falsches Mumienbündel mit dem Hundeamulett am Halse, zu Ehren eines in Feindeshand gefallenen hohen Kriegers errichtet, davor Opfergaben (Altmexico, Cod. Magl.)

Dinge und Vorstellungen

In den einleitenden Bemerkungen wurde gesagt, daß Inhalte des Seelenlebens: die Gedanken und Vorstellungen, vom Primitiven vielfach wie Vorgänge der Außenwelt erlebt werden. Die Träume werden für ihn zur erlebten Wirklichkeit, für ein im Traum erlittenes Unrecht z. B. wird Vergeltung geübt usw. Auch Wünsche, Furcht, Haß verdichten sich zu dämonischen Gestalten, die in der Außenwelt ihr Wesen treiben. Das Seelische erscheint dem Materiell-Gegenständlichen auch darin angenähert, daß es dem Primitiven, einem feinen Stoffe ähnlich, als übertragbar gilt. Für dieses Seelische, Stoffähnliche, Übertragbare finden wir in primitiven Sprachen besondere Bezeichnungen: „mana“ in Melanesien, „manitu“, „orenda“ auch „wakanda“ in Nordamerika, „arungquiltha“ bei Australiern, „bali“, „tondi“, „zogo“ in Indonesien, „atua“ in Polynesien, „molemo“, „nkissi“, „gnâma“, „wong“ und „ndjaka“ bei afrikanischen, „bukuru“ bei costaricanischen Völkern. Der Glaube an die Übertragung von Seelischem äußert sich vornehmlich in dem Glauben an die Wirksamkeit von Amuletten, Reliquien und ähnlichem.

Man verwendet z. B. Teile eines getöteten, einst mächtigen Feindes, um sich mit der Tapferkeit, dem Mute und der Kraft des toten Gegners zu begaben. Man wird dabei an die Worte des Amerikaners Prentice Mulford erinnert,

der Wirksamkeiten vergleichbarer Art auch für unser Leben in Rechnung gezogen wissen will: „Jeder Gegenstand ist beladen mit dem Wesen dessen, der ihn besaß oder auch nur berührte, so werden wir, mit den Lumpen des Bettlers bekleidet, gewiß etwas von der bangen, lauernden Demut in uns strömen fühlen, in den Kleidern eines bedeutenden Mannes vielleicht Einfälle haben, die uns sonst fremd sind.“ — Andererseits haben nun die Dinge (z. B. Amulette, Fetische, Reliquien) Eigenschaften und Wirksamkeiten, durch die sie dem Seelischen angenähert erscheinen. Cushing sagt in diesem Sinne einmal in bezug auf die Zuñi-Indianer: „Die Zuñi, wie alle primitiven Völker, stellen sich die angefertigten Gegenstände gleichsam wie belebt vor . . . es ist ein stummes, passives Leben, das ihnen eigen ist, das sich in ihrem passiven Widerstande, aber auch aktiv in okkulter Wirkungsweise wohltätig oder schädigend äußert . . . Die geringste Abänderung der (etwa ornamentalen) Form kann von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Wirksamkeit (des Gegenstandes) sein.“ Die Vermischung des Dinglichen mit seelischen Zügen äußert sich auch in seiner Wandelbarkeit. Ein von Zauberern verfolgter Dämon, der z. B. in einer Ratte verkörpert gedacht wurde, verwandelte sich in eine Schlange, die nach dem plötzlichen Verschwinden des erstgenannten Tieres auftauchte. Die dämonische Bedeutung, deren Träger die Ratte also anfangs war, übertrug sich mühelos auf die Schlange, d. h. für den Primitiven: die dämonische Ratte hat sich in die Schlange verwandelt.

Der Gegensatz zwischen Gegenständen der Außenwelt und Inhalten des seelischen Lebens verwischt sich weiter auch dadurch, daß man in die Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt menschliche Vorgänge hineinsieht und hineindeutet,

so z. B. wenn man die Erscheinungen des wechselnden Mondes als Kämpfe, den Untergang und Wiederaufgang eines Gestirnes als Fortzug und Wiederkehr einer heroischen Gestalt auffaßt. Der in Rede stehende Gegensatz wird aber auch dadurch aufgehoben, daß Begriffe, z. B. Zeitbegriffe, einer Verdinglichung anheimfallen. In einem Südseemärchen heißt es z. B., daß es einst noch keine Nacht gab, bis die Nacht von einem Manne gekauft wurde.

Für eine Erörterung der Dingauffassung des primitiven Menschen ist schließlich auch das beim primitiven Menschen weniger als bei uns begrenzte Ichgefühl und Ichbewußtsein von Bedeutung. Es offenbart sich schon in der verhältnismäßigen Unausgeprägtheit im Gebrauche ichbezüglicher Redewendungen in primitiven Sprachen. Das Ichgefühl erscheint von uns aus gesehen ungeheuer erweitert. Haare, Nägel, Abscheidungen bilden für den Primitiven, auch wenn sie von ihm getrennt sind, noch in gewisser Weise seinen Leib, und er ist sorgfältig darauf bedacht, zu verhüten, daß sie in die Hände Unberufener fallen. Auch Schatten und Abbild gehören mit ihm zusammen, selbst Kleider und sonstiger Besitz können von dem Ichgefühl noch mitumfaßt sein (darum gibt man sie dem Toten mit ins Grab); wer einen der genannten Teile (Haare, Nägel usw.) von einem anderen in Besitz hat, vermag über die zugehörige Person einen Einfluß auszuüben, d. h. in unserer Deutungsweise, der Besitz verleiht dem Besitzer ein Überlegenheits- und Sicherheitsgefühl und dadurch eine tatsächliche Überlegenheit. So bewegt sich der primitive Mensch in einer uns nicht mehr zugänglichen Welt anderer Ichabgrenzung.

Diese Einbeziehung der Gegenstände in das Ichgefühl, diese intensive Einlebung in sie hat für die materielle Kultur

eine in die Augen fallende Folge. Alle Gegenstände zeichnen sich stets durch eine hervorragend schöne Form und stillichere Gestaltung aus. Der Primitive vermag sich in den Stoff und seine Beschaffenheit mit einer Intensität einzufühlen und dementsprechend dessen Gestaltungsmöglichkeiten zu erahnen und den Gegenstand mit einer Feinfühligkeit sowohl für die Zweckmäßigkeit als auch für die materialgemäße Formgebung zu gestalten, die uns immer wieder mit höchster Bewunderung erfüllt. Zu berücksichtigen ist dabei auch, daß bei der Herstellung von Gegenständen auch das Verlangen, sich gegenständlich, anschaulich auszudrücken, mit anderen Worten die „Lust am Ursachesein“ mithineinspielt. Darum sind fast alle Geräte mit irgendeinem Zierat versehen oder offenbaren, unbeschadet ihrer Zweckmäßigkeit, in ihrer Form ein dekoratives Moment.

Die Religion

Auf eine allgemeine Formel gebracht können wir das Ziel aller religiösen Übung als das der Überwindung der Seinsgrenze bezeichnen. Dabei besteht der Unterschied: der Mensch höherer Stufe wendet sich in seinem Verhalten gegen die Außenwelt, er handelt technisch-praktisch; es ist der Typus des unreligiösen Menschen, der die Welt bewältigt, indem er sie nach Möglichkeit berechenbar macht und ihren Wirkungen dadurch das Unerwartete nimmt. Der primitive Mensch (*Homo divinus*) dagegen überwindet die Grenze seines Seins, indem er in der Ekstase, in die ihn Kultus, rituelle Tänze, magische Handlungen, erhebende Zeremonien versetzen oder auch in der Askese die Grenzgefühle verlöschen läßt. Die ekstatischen Erlebnisse durchziehen die Religionen aller Völker, sie sind die wichtigsten Energiequellen der ursprünglichen Religion. „Alle Religionen, Buddhismus und Christentum nicht ausgenommen, sind in ihrer schöpferischen Periode ekstatisch gewesen“ (Hauer). Mit dem Worte ekstatisch bezeichnen wir dabei alle Zustände, bei denen das Wachbewußtsein verändert, geschwächt, ganz oder teilweise ausgeschaltet wird und der Mensch „außer sich“ gerät. „Alle Erlebnisse mit religiöser Hochspannung haben die Neigung, in die Ekstase zu münden . . . Sie erheben . . . über die enge Leiblichkeit, über den Zwang des Alltags . . .

Sie reißen heraus aus dem lähmenden Zusammenhang des unerbittlichen Geschehens nach Ursache und Wirkung, gegen den sich unser Tiefstes sträubt, und gewinnen der Seele Heimat im . . . Reiche des Unbedingten . . . wo der Seele Eigengesetze walten, die sie nicht mehr empfindet als lästigen Zwang von außen, sondern als . . . Ergriffenwerden von innen . . . wenn sie das Walten der Gottheit in sich als ihr Ureigenstes erlebt.“ (J. W. Hauer, „Die Anfänge der Yoga-praxis, eine Untersuchung über die Wurzeln der indischen Mystik.“) Die ekstatischen Erlebnisse sind ursprünglich das Hauptmoment aller Religionen, die Haupttriebkraft aller religiösen Bräuche. Namentlich sind es die Opfer, die zur ekstatischen Praxis gehören, d. h. „zu Übungen, bei denen das Wachbewußtsein um- oder ausgeschaltet, die Seele, hingegeben den Strömungen unterbewußter Tätigkeit, sich über den Zwang des Lebens, die Fesseln der Leiblichkeit erhebt“.

Dabei ist noch an ein zweites Moment zu erinnern. Die Religion hat auf einer späteren Kulturstufe einen verhältnismäßig geschlossenen, eingegrenzten Wirkungsbereich, wird mehr und mehr ein Sondergebiet und in ihren Ausübungen eine spezifische Feiertagsangelegenheit, deren Berechtigung von einer ständig wachsenden Zahl von Menschen angezweifelt wird. Für die primitive Religion indessen gilt, was Westermann in bezug auf die Kpelleneger Liberias sagt: „Die Religion ist dem Kpelle nicht ein von der übrigen Lebensbetätigung getrenntes oder über sie hinausragendes Gebiet, sie steht vielmehr mit ihr auf gleicher Linie, arbeitet mit denselben Mitteln und verfolgt die nämlichen Ziele wie sein übriges Tun. Ihm zerfällt seine Daseinswelt nicht in einen heiligen und einen profanen Teil, sondern sie ist eine Einheit

in dem Sinne, daß er einen wesentlichen Unterschied zwischen Profanem und Religiösem nicht kennt.“

Ein hervorstechender Zug primitiver Religion, der immer wieder das Befremden der wissenschaftlichen Beobachter erregte, ist auch die Bedeutung, die der Primitive gewissen Erscheinungen als Ankündigungen von Glück oder Unglück zu- mißt. Das hat die in okkultistischen Kreisen eifrig diskutierte Frage aufgeworfen: Gibt es in unserem Leben Vorzeichen? — Darauf läßt sich antworten: Es gibt Vorzeichen für den, der eben gewisse Erscheinungen als Vorzeichen empfindet. Ist ein Mensch mutvoll und guter Dinge, wird er ein Vorzeichen nicht als böses empfinden, überhaupt wahrscheinlich es gar nicht bemerken. Befindet er sich in einem furchtsamen, bedrückten Gemütszustande, dann sieht er überall bedrohliche Ankündigungen. So sieht der Mensch das, was in ihm selbst vorgeht, gleichsam in die Außenwelt hinein. Die Welt enthält gute oder schlechte Vorzeichen, je nachdem sein Gemütszustand ein guter oder schlechter ist. Auch der Traum gilt bei den verschiedensten Völkern als Verkünder der Zukunft, und mit Recht. Im Traum liegt alles gleichsam unverblümter an der Oberfläche des seelischen Geschehens, im Traum offenbart sich bereits ein Gemütszustand, der einem künftigen Unternehmen günstig oder ungünstig sein wird. Auch die moderne Traumpsychologie ist wieder zu gleichen Auffassungen gekommen. Im Traum bahnt sich bereits das Verhalten, das für unser Geschick entscheidend wird, in folgenschwerer Weise an.

1. Die Gottheiten und Dämonen

Wünsche, Haß, Furcht, von denen der Mensch wie von fremden Gewalten abhängig ist, werden in der Auffassung

des primitiven Menschen zu Göttern, Dämonen oder anderen übernatürlichen Wesen. Er projiziert die Vorstellungen und Gefühle, die ihn beherrschen, in die Außenwelt. Sie führen dort eine uns rätselhaft erscheinende Eigenexistenz. Goethe sagt einmal, man suche zu allem, was die Natur in einen gelegt, in der äußeren Welt die Gegenbilder. Dieser Satz

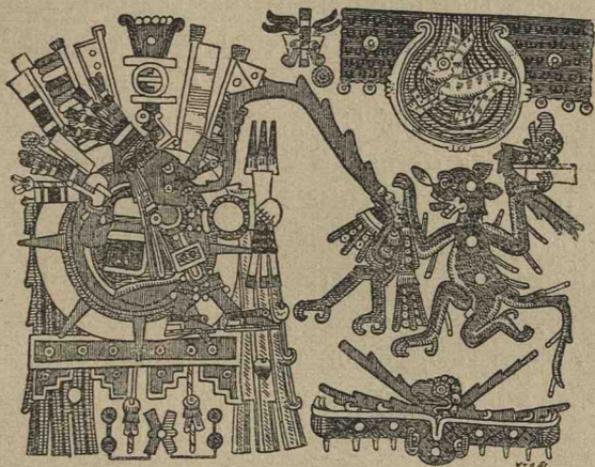


Abb. 9. Mythologische Szene aus dem altemexikanischen Codex Borgia. Links der Sonnengott vor der Sonnenscheibe. Rechts eine ein Vogelopfer darbringende Gestalt. Darüber der Mond mit dem Mondfleckenkaninchen darin

gibt auch den Schlüssel zum Verständnis des Geister- und Dämonenglaubens des Primitiven. Wasser-, Gestirn-, Feuerphänomene werden zu Gegenbildern seiner Phantasieinhalte. Sie werden gleichsam zur Verkörperung seiner Vorstellungen und Gefühle: seines Hasses, seiner Furcht, seiner Wünsche. So enthalten die Erd-, Wasser-, Feuer-, Gestirngottheiten eine zweifache Wurzel, einmal eine psychologische, subjektive, insofern sie Personifikation einer seelischen Regung sind, dann

eine gegenständlich-natürliche, objektive, insofern sich in ihnen diese Regungen einem gemäßen Objekte der Außenwelt (Erde, Wasser usw.) als Verkörperung verbinden. Es fließt in ihnen Objektives und Subjektives zusammen. Das wird als Leitsatz für alle mythologischen Erklärungen und Deutungen zu gelten haben. Was die Deutungen aber erschwert, ist der Umstand, daß in der Verkörperung nicht jeweils ein einziger angebbarer Gegenstand, sondern mehrere Gegenstände oder Teile von Gegenständen umfaßt werden. Demgemäß finden wir Gottheiten und Dämonen, die sowohl als Verkörperungen der Sonne als auch gleichzeitig etwa des Mondes zu gelten haben, die also gleichzeitig sowohl Sonnen- als auch Mondcharakter haben. Dazu kommt dann noch, daß andererseits ein Gegenstand häufig zur Verkörperung mehrerer Vorstellungen wird. Der Mond z. B. verkörpert gelegentlich nicht eine einzelne Mondgottheit, sondern ist gleichsam auf eine Anzahl mondhafte Züge tragende Gestalten verteilt. Alle diese Verhältnisse und Beziehungen erschweren die Auslegung der Mythen durch ihre Kompliziertheit. Bisher haben sich die Forscher jeweils nur einer, entweder der subjektiv-psychologischen oder objektiv-naturmythologischen Seite, gewidmet, denn, so sagt einmal der Dichter Karl Hauptmann: „Wir haben vergessen, daß ein jeder von uns einmal . . . aus dunkelen Gründen aufgestiegen ist, urverwandt im Blute mit Fels und Wasser und Fisch und Vogel“ . . . „Alle Wesen sind in einem jeden. Alle Mächte leben in einem jeden. Stein sind wir; der Stein spricht in uns. Pflanze sind wir. Die Pflanze spricht in uns. Alle Dinge haben uns in unser Blut das Geheimnis ihres Tages und ihrer Nacht verraten.“ — Zu einem umfassenden und erschöpfenden Verständnisse ist eine

Verbindung der naturmythologischen mit der psychologischen Methode unerlässlich.

Erwähnt sei noch das Fortleben von Vorstellungen in den Mythen, wie sie das Kind ausbildet. Wir vermuten sie in den folgenden Motiven.

Häufig wird an den Anfang alles Geschehens ein Götterpaar oder ein Hauptgott als Erzeuger der Welt gestellt. In ihm leben das Elternpaar oder einer der beiden Eltern in seiner für das Kind überragenden Bedeutung fort. Lichtenberg sagt einmal in diesem Sinne: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, d. h. die Menschen schufen Gott nach ihrem Bilde.“

Dieser Satz betrifft die Ausbildung jeweils des ganzen Pantheons. Von dem chinesischen Pantheon heißt es: „Auch der Himmel ist nur ein China in der vierten Dimension, dessen Götter sich genau in derselben Weise und in denselben Rangverhältnissen emporstaffeln wie die irdischen Gesellschaftsstufen.“ Dasselbe im alten Peru. Hier entsprach der Sonne der Inka, dem Monde die Gemahlin des Inka. Alfred Jeremias spricht in ähnlichem Zusammenhange in bezug auf den alten Orient von einem „himmlisch-irdischen Parallelismus“.

Weiter heißt es mitunter in Sagen, daß die Geschlechter der Menschen einst aus einem Loch in der Erde emporgestiegen seien. Hier haben wir wohl die infantile Vorstellung einer Analogie zum Geburtsakte vor uns, bei dem das Kind in ähnlicher Weise aus dem Leibe der Mutter hervorkommt.

Die Sage von Riesen, die in früher Zeit gelebt haben, wird wohl an die Zeit anklingen, in der es für jeden Menschen einst Riesen gegeben hat: die Kinderzeit. Schließlich mag in manchen Flut- und Überschwemmungssagen ein Motiv

hineinspielen, das die kindliche Traumphantasie Überschwemmungs- und Überflutungsbilder schauen läßt: der Urindrang.

Auch manch anderes Traummotiv mag in den Sagen in mehr oder weniger veränderter Gestalt fortwirken. Es ist z. B. bekannt, daß die Traumphantasie die Grenze zwischen Leben und Tod als tiefe, wassererfüllte Schlucht auffaßt, welche Vorstellung z. B. an griechische oder altmexikanische Mythen erinnert, nach denen der Fluß Styx oder Chicunauhapan das Reich der Toten umgürtet.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle Seiten primitiver Religiosität erschöpfend zu behandeln; es seien deswegen einige zentrale Probleme erörtert, an denen die Hauptzüge des religiösen Lebens des primitiven und primitiveren Menschen zur Charakterisierung kommen.

2. Die Weltschöpfungssagen

In der altnordischen Sage heißt es, daß Bures Söhne Odin, Wile und We aus dem Leibe des Riesen Ymir die Welt erschufen. Ähnliche Sagen finden wir auch an anderen Orten der Erde. In der mexikanischen Mythologie heißt es z. B., daß die Götter Calcouatl und Tezcatlipoca aus der Göttin Atlatentli die Welt bildeten, indem sie aus den Haaren der Göttin Bäume, aus dem Munde die Flüsse und Höhlen, aus Nase und Schultern Tal und Berge erschufen. Wie kommen nun solche Mythen zustande? Die Welt wird dem Primitiven als Gegenbild seiner selbst bewußt, als Analogie zu seiner eigenen Beschaffenheit (in zentralamerikanischen Sprachen ist z. B. das Wort für „Gaumen“ mit dem für „Himmelsdach“ identisch). Es ist also der durchaus sinngemäße Ausdruck, wenn es im Mythos heißt, die Welt wird aus leiblichen Teilen

erschaffen, da dem Primitiven in seiner Vorstellung die Welt tatsächlich als Gegenbild seiner leiblichen Beschaffenheit, als Analogie seiner körperlichen Verhältnisse ins Bewußtsein tritt.

Es ist für diesen Zusammenhang interessant, daß auch für Novalis (wie für Swedenborg) noch der Mensch eine Analogiequelle für das Weltall ist, das ihm in Leib, Seele und Geist entspricht. „Die Welt ist die Elongatur, der Mensch die Abreviatur desselben Wesens“ (Fridell). Ähnlich heißt es in der Ascensio Jesaiae: „So wie droben, ist es auch auf der Erde; denn das Abbild dessen, was in dem Firmamente ist, ist hier auf Erden“; Buddha aber sagt: „Aber ich verkündige Euch, daß in diesem beseelten Leibe, der nur klaftergroß ist, die Welt wohnt.“ —

3. Die Weltregionen

In den Mythologien vieler Völker (Polynesier, Mexikaner, Pueblo, Zuñi, Babylonier u. a.) wird von Weltregionen berichtet, in die die Welt sich gliedert. Sie bilden gleichsam horizontale Schichtungen, die das Ganze der Welt in eine Anzahl Abteilungen zerfallen lassen. Die untersten werden vielfach von der Region des Todes gebildet, die mittleren sind die der Erdoberfläche, und die himmlischen sind die Gefilde seliger Gestalten. Das ist in schematischer Andeutung die Form, die sich in mannigfaltigen Modifikationen bei verschiedenen Völkern wiederfindet.

Die kosmographische Bedeutung der Schichten ist nun noch mit einer psychologischen verbunden. Wir erfahren ja bei zahlreichen Gelegenheiten in unserem Buche, daß geistige Vorgänge in die Außenwelt projiziert werden. Es ist nun zu erschließen, daß die Regionen: Unterwelt, Erde, himmlische Regionen mit den psychologischen Unterscheidungen Unter-

bewußtsein (sogenanntes subliminales Bewußtsein), Wachbewußtsein und zu intuitiven Zuständen gesteigertes (Über-) Bewußtsein zusammenfallen. Das Wachbewußtsein entspricht den irdischen, das subliminale Bewußtsein unterirdischen, das zur Intuition gesteigerte Bewußtsein himmlischen Regionen. Beweisend ist, daß diese Bedeutung noch in den christlichen Lehren erkennbar ist. Die Hölle, die unterirdische Region, ist die Region der Bösen, derjenigen, die sich in sträflicher Weise ihren Neigungen ungezügelt hingaben, d. h. aber, die sich von den Trieben des Unterbewußtseins beherrschen ließen. Es ist hier also tatsächlich die unterbewußte subliminale Bewußtseinsschicht mit der unterirdischen Region in Verbindung gebracht worden. In analoger Weise entsprechen die himmlischen Regionen dem Überbewußtsein mit seinen Glückseligkeitserlebnissen, für das Intuitionen und ekstatische Zustände charakteristisch sind, sowie dem Wachbewußtsein die irdischen Regionen.

4. Die Tempel

Die Tempel haben vielfach eine kosmische Bedeutung. In Mexiko gab es eine Zeremonie, bei der ein zur Opferung bestimmter Jüngling langsam die Stufen einer Tempelpyramide emporsteigen mußte. Dieser feierliche Akt war kosmisch gemeint und versinnbildlichte das langsame Aufsteigen der Sonne am Firmament. Im ganz gleichen Sinne werden im alten Orient die Stufen einer Pyramide als sieben Zonen, nämlich sieben kosmische Sphären, aufgefaßt. Es zeigt sich nun auch hier, daß wir außer der kosmischen Bedeutung der Stufen ursprünglich eine psychologische Mitbedeutung (Stufen geistiger, ekstatischer Erhobenheit) anzunehmen haben, welche uns überhaupt erst Sinn und Grund der Errichtung

solcher Bauwerke verständlich macht. Sie wird uns aus einer späteren Entwicklungsstufe altorientalischer Auffassungen erschließbar. Nach den neuplatonisch-gnostischen Vorstellungen

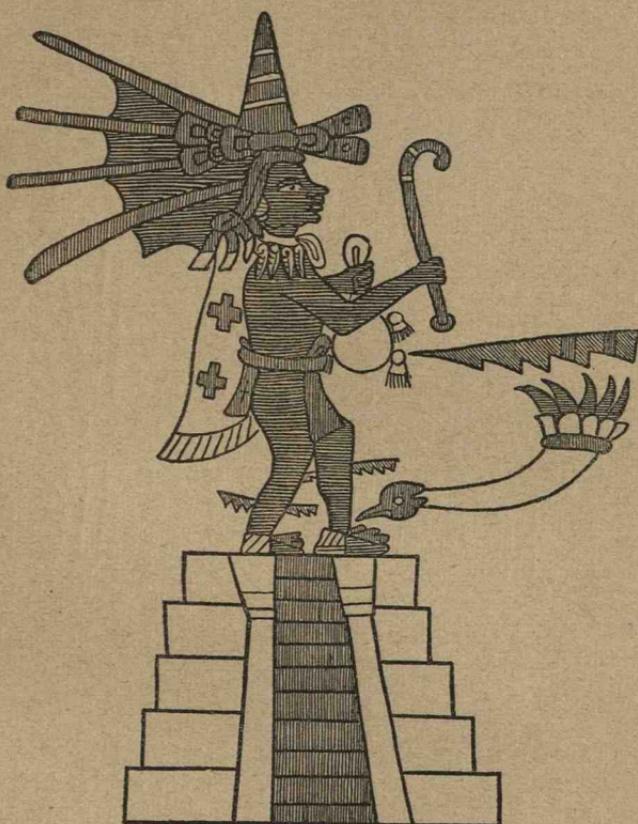


Abb. 10. Altmexikanische Tempelpyramide mit dem Heros und Gott Quetzalcouatl
(Nach der Bilderhandschrift des Codex Vaticanus A)

hat die Seele auf dem Wege nach ihrem himmlischen Erlösungsziele, d. h. der Erreichung der Unio mystica, der Einswerdung mit dem Göttlichen in der Ekstase, alle Pla-

netensphären und den Tierkreis als Entwicklungsstufen zu passieren, und nach der — letzten Endes ebenfalls auf altorientalische Auffassungen zurückgehenden — alchimistischen Theorie der „Rotationen“ ist ebenfalls zur Erlösung (zur Erreichung der „Vollkommenheit des Steines der Weisen“) die Absolvierung von „Rotationen“, Stufen, erforderlich, bei

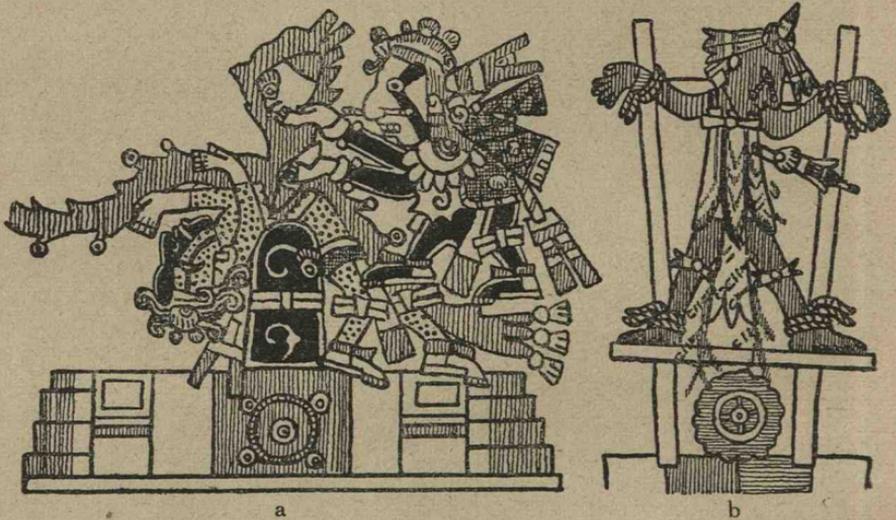
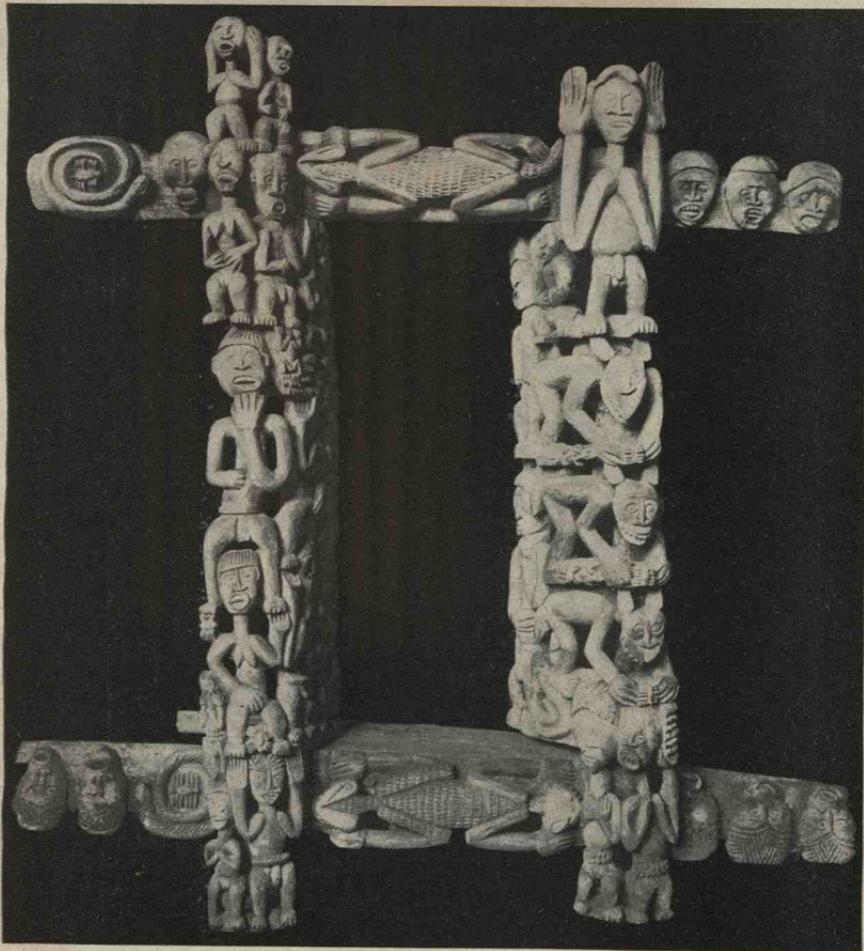


Abb. 11. Zwei Formen des altmexikanischen Menschenopfers: a) Aufschneiden der Brust und Herausnehmen des Herzens, b) Erschießen des an einem Gerüste befestigten Opfers

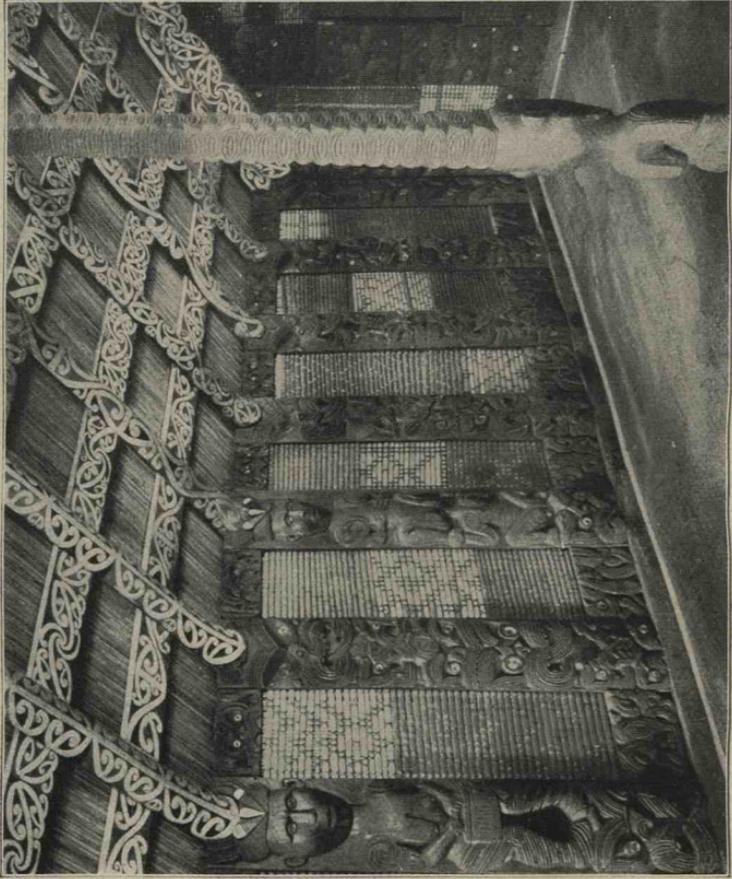
denen die Seele die Sphären aller sieben Planeten durchlaufen muß. Einen letzten Ausklang solcher Vorstellungen finden wir dann in Dantes Göttlicher Komödie, deren „Berg der Läuterung“ mit seinen Stufungen den mexikanischen und babylonischen Tempelpyramiden entspricht.

5. Das Opfer

Wir finden bei verschiedensten Völkern als häufig wiederkehrendes Sagenmotiv die Geschichte von einem Gotte



Tafel IX. Geschnitzter Türstock. Nordwestkamerun
(Museum für Völkerkunde in Berlin)



Tafel X. Beratungshaus der Maori von Neuseeland mit reichem Schnitzwerk
(Lindemuseum, Stuttgart)

oder Heros, der sich zum Selbstopfer darbietet und kurz nach seinem Tode aufersteht und zu göttlichem Range erhoben wird. Eine solche Gestalt ist z. B. der mexikanische Quetzalcouatl, von dem es heißt, daß er im Selbstopfer sich verbrannte und sein Herz sich in den Morgenstern verwandelte. In naturmythologischer Deutung hat man diesen Gott als den Mond bezeichnet, der, wenn er bei seinem Laufe als abnehmender im Osten in dem Lichte der aufgehenden Sonne angelangt ist und für das Auge des Betrachters erlischt, sich gleichsam verbrennt, stirbt und sich in den Morgenstern verwandelt, der zur gleichen Zeit aufgeht. Außer diesem kosmischen Vorgang ist in solchen Sagen aber noch ein seelischer mitgemeint. Es ist der Vorgang der sogenannten Introversion darin mitenthalten. Mit Introversion wird dabei jene entsagungsvolle Abkehr von der Außenwelt, jenes büßerische Sich-Versenken in die geistige Innenwelt bezeichnet, die, wie die Geschichte der großen religiösen Persönlichkeiten mit großer Einstimmigkeit zeigt, eine Erneuerung des Wesens, eine seelische „Wiedergeburt“ erwirkt. Der Wiederaufgang des Herzens von dem als Mond gestorbenen Gotte Quetzalcouatl bedeutet also die Wiedergeburt. Es ist dafür bezeichnend, daß der genannte Gott als Büßer schlechthin galt, also als ein Heiliger, der sich jenen Übungen unterzieht, die die Introversion zu verstärken die Wirkung haben.

Es erlebt der primitive Mensch in der feierlichen Symbolik des Opfers ein „Stirb“ und „Werde“. Es liegt einerseits darin der Sinn, der in einem alchimistisch-kabbalistischen Buche mit den Worten ausgesprochen wird: „Das Feuer verschlingt alles, was luftig und flüchtiger Eigenschaft, das Wasser aber zerteilt alles, was irdisch und grob ist. Also ist es gewiß, daß ohne Wirkung des Feuers und Wassers (im Opfer) nichts

zur Reinigkeit und Beständigkeit gebracht werden könne durch Wegnehmung sowohl des irdischen als auch des verbrennlichen Unflates.“ — Dann enthält das Opfer aber auch die Bedeutung, wie sie ein neuer religiöser Dichter (Walter Steffens) ausdrückt: „Mein Herz hat sich brennend in Fackeln entfacht; ich halt es empor in schmerzseliger Pein — — Mag es versprühen, könnt' es ... als Gewißheit in Ängsten geopfert sein.“ — — Was hier ein in Worte gefaßtes Bild ist, das ist im Wasser-, Feuer- oder Blutopfer ein in kultischen Handlungen wirklich zum Ausdruck kommendes Symbol. Wir erinnern uns dabei des Wortes von Leo Frobenius, der einmal sagt: „Die Sitten und Gebräuche sind bei ihnen [den Primitiven] gewissermaßen Ausdrucksformen dessen, was bei uns die Sprache, das Denken, das Bewußtsein wiedergeben.“ —

6. Die Unsterblichkeitsvorstellungen

Dem Primitiven erscheinen, so wurde bereits gesagt, Inhalte des Seelenlebens, die Vorstellungen und Gedanken vielfach, wenn sie mit starken Gefühlen verbunden sind, wie Vorgänge der gegenständlichen Außenwelt. Träume werden für ihn zu Erlebnissen einer Wirklichkeit. Wünsche, Furcht, Haß, die ihn beherrschen, verdichten sich zu symbolischen Gestalten (Dämonen, Gottheiten usw.), die eine uns rätselhaft erscheinende Eigenexistenz führen. In gleicher Weise ist die Vorstellung von Toten für den Primitiven eine Realität. Die Toten leben fort, da die Erinnerungsvorstellungen, die er von den Toten hat, in ihm weiterleben. Es sei bemerkt, daß auch bei uns gelegentlich für empfängliche Personen durch die erregenden Manipulationen des Spiritismus solcherart Erinnerungsvorstellungen in das Realitätsbewußtsein gehoben werden können.

Erziehung

In der Erziehung der Naturvölker können wir zwei Perioden unterscheiden, erstens die sogenannte häusliche, die meist bis zum Beginne der Reifezeit dauert, und zweitens eine Periode, die den Übergang von der Kindheit zum mannbareren Alter darstellt und mit allerlei religiösen Unterweisungen und Einweihungszeremonien erfüllt ist.

Die häusliche Erziehung „ist eine außerordentlich milde, die körperliche Strafen und sonstige schroffe Zwangsmittel sozusagen ausschließt und dennoch ganz ausgezeichnete Resultate erreicht“ (Knabenhans). Die Australier, so zitiert der genannte Autor, behandeln ihre Kinder ganz allgemein mit der größten Liebe und Zärtlichkeit. Die Kleinen sind der Stolz und die Freude der Eltern; daher ist gute und aufmerksame Behandlung stets der beste Zugang zu den Herzen der Erwachsenen. Parallel der großen Zärtlichkeit geht eine äußerst schonungsvolle Handhabung der Disziplin. Körperliche Strafen sind stark verpönt, und wo es nur immer angeht, läßt man den Kindern den Willen. Es entspringt dieses Verhalten weder der Bequemlichkeit noch einer bewußten Absicht, sondern unmittelbar dem Gefühle. Trotz der offensichtlichen Verwöhnung sind aber die Kinder keineswegs ungezogen. Sie reagieren schon auf die leisesten Druckmittel und scheinen den Eltern den nötigen Respekt nicht zu ver-

sagen. Etwas Ähnliches wird von den Wedda Ceylons, den Eskimos (Nansen) und den Indianern (Nordenskiöld) berichtet. Das leichte Einfügen in das Leben der Erwachsenen beruht vor allem auf einem natürlichen Einordnungs- und Unterordnungsinstinkt und einem triebhaften Bedürfnisse zur Nachahmung. Dabei fallen ja eine ganze Reihe von Erschwernissen, die mit unserer Kultur unlöslich verbunden sind, fort. Zudem ist, wie Knabenhans bemerkt, die Periode der häuslichen Erziehung erheblich kürzer, das allgemeine Solidaritätsgefühl größer als bei uns, es fehlt auch die Notwendigkeit zahlloser Verbote. Weiter sind die persönlichen Ungleichheiten zwischen den Individuen untereinander sowie zwischen alt und jung nicht so groß wie bei den bei uns herrschenden Zuständen. Das alles mag in erster Linie der Grund dafür sein, daß man bei primitiven Völkern die Erziehungsaufgaben so reibungslos bewältigt.

Was dabei das Aneignen von praktischen Fertigkeiten des Jagens, Fischens, Hausbauens usw. anbetrifft, so findet in der Regel hierfür kein bewußter und systematischer Unterricht durch die Erwachsenen statt. Das Kind wächst gleichsam in diese Kenntnisse hinein, wobei der Spieltrieb es leitet, wenn es spielend die Tätigkeiten der Erwachsenen nachahmt. Ein lehrreiches Beispiel, wie sich dieses mühelose, unterrichtslose Lernen vollzieht, gibt Nordenskiöld: „Wenn die Mutter mit ihrem Töchterchen im Arme Wasser holt, so trägt das Mädchen einen winzig kleinen, dem der Mutter ganz gleichen Krug. Füllt die Mutter ihren großen Wasserkrug, so füllt sie auch den ihres kleinen Töchterchens. Das Kind wächst, und der Krug wächst. Sie begleitet ihre Mutter bald zu Fuß und trägt gleich ihr einen eigenen Krug auf dem Kopfe. Spinnt die Mutter, so spinnt auch ihr Kind an

einer Spielzeugspindel. Der kleine Junge spielt mit seinem Netze im Dorfe. Er fängt Laub, er fängt Tonscherben usw. Ist er groß, so erhält er vom Großvater ein größeres Netz und begleitet ihn auf den Fischfang. Anfangs fängt er nicht viel. Er und das Netz wachsen, und der Knabe, der Tonscherben fischte, fängt bald große Fische. Auf diese Weise lernen die Kinder alles, was sie zu wissen nötig haben. Spielend lernt das Indianerkind den Ernst des Lebens.“

Bisweilen scheint jedoch bei einigen insbesondere komplizierteren Tätigkeiten eine Art von Unterricht stattzufinden, wobei dann vielfach die Großväter die natürlichen Lehrer sind, indem sie die Handgriffe vormachen. In solcher Weise lernen australische Knaben jagen und schwimmen, Indianerkinder an Strohmodellen die verschiedenen Maskenarten, die Knaben der Wedda das Honigsuchen, welches die Fähigkeit des Kletterns und die Handhabung des Ausräucherns der Bienennester voraussetzt.

Auch die Erwerbung von theoretischem Wissen: Religion, Umgangsformen, Sternkunde, Stammesgeschichte, Sitten und Bräuche usw. geschieht zumeist mühelos und ohne jede, oder doch wenigstens ohne eine besonders in das Leben der Kinder eingreifende Unterweisung.

Anders stellt sich die Erziehung bei einigen Halbkulturvölkern dar. Hier bereitet die Einfügung in die Welt der Erwachsenen dem Kinde bereits größere Schwierigkeiten. Die Kluft zwischen Erwachsenen und Kindern ist größer, und die nötigen Anstrengungen, die das Kind zur Überwindung dieser Kluft machen muß, werden mit mitunter nicht ganz milden Mitteln gesteigert. In dem Codex Mendoza, einer Bilderschrift, die der Vizekönig Mendoza von Neuspanien (Mexiko), der von 1535 an regierte, von kundigen Männern

für König Karl malen ließ, um diesem einen Begriff vom Leben seiner braunen Untertanen zu geben, sieht man die Erziehung der Kinder von drei bis fünfzehn Jahren dargestellt. Beigefügt ist jeder Darstellung die Anzahl von Brotkuchen, die in dem betreffenden Lebensalter dem Kinde als Ration zustand. Insbesondere sind auch die Strafen zum Teil recht schmerzlicher Art, wie Peinigung mit Agave-stacheln oder Feuer angegeben. Die Söhne folgten meist dem Berufe des Vaters; man sieht, wie sie in allerlei Fertigkeiten, wie Netzeknüpfen usw., die Mädchen in Weben und Spinnen unterwiesen wurden. Eine große Rolle spielten sittliche Ermahnungen, deren bilderreiche Sprache, wie Texte beweisen, von großer Eindringlichkeit gewesen ist. (Es ist in diesem Zusammenhange erwähnenswert, daß die mexikanischen Kinder auch einer Art Taufzeremonie unterzogen wurden, bei der eine Priesterin unter anderem die Worte sprach: „O mein Sohn! Nimm und empfang das Wasser des Herrn der Welt, das unser Leben ist, das uns wachsen und gedeihen macht, das uns läutert und reinigt. Ich bete, daß es in dich eingehe und in dir lebe, dieses himmlische, blaue Wasser. Ich bete, daß es in dir zerstöre und von dir nehme alles Böse und Widrige, das dir von Anbeginn der Welt zugeteilt ist“ usw.)

Dient die praktische Erziehung dazu, dem Kinde die Handgriffe zu vermitteln, die dazu notwendig sind, um den Anforderungen der Außenwelt gewachsen zu sein, so ermöglicht eine mit den sogenannten Initiations- oder Einweihungszeremonien, namentlich der Knaben, beginnende Periode dem jungen Menschen eine Einstellungsfähigkeit zu erwerben, welche ihn in den Stand setzen soll, den geistigen Anforderungen an Mut und Tatkraft usw. zu genügen.

Lernt der junge Mensch im ersten Falle sich mit den Mitteln der Außenwelt zu behelfen, so lernt er im zweiten Falle die Prüfungen, die ihm auferlegt sind, in sich und von sich aus zu bewältigen.

Der unter dem Schutze der Mutter aufgewachsene Knabe muß vom zehnten oder zwölften Lebensjahre an unter der Leitung einiger angesehenen Ältesten fern seiner bisherigen Umgebung eine mitunter mehrere Monate, mitunter aber auch mehrere Jahre dauernde Schulung durchmachen, die ihren Abschluß in besonderen Weihen und der öffentlichen Aufnahme in den Kreis der erwachsenen Männer und der Anheftung von Stammeszeichen findet. Die diesem Schlußakte dienenden Vorbereitungen umfassen Belehrungen in mythischen Überlieferungen des Stammes, wobei häufig dem Lernenden die Heroen der Vorzeit als Vorbilder hingestellt werden. Außerdem wird er mit den Sitten und Bräuchen bekannt gemacht, ihm wird gezeigt, welche Speiseverbote, welche Heiratsregeln usw. er innezuhalten hat. Gelegentlich sind solche Belehrungen mit einer sexuellen Aufklärung, vielfach wohl auch mit praktischen Anweisungen, etwa im Gartenbau, Hausbau usw., verbunden. Die wesentlichste Aufgabe aller dieser Maßnahmen ist aber die Erziehung zur Widerstandsfähigkeit durch oft sehr harte Übungen und Mutproben. Man treibt z. B. die nackten Knaben durch dichtes Dorngebüsch, ohne daß sie einen Laut von sich geben dürfen, peinigt sie mit Schnitt- und Brandwunden usw. Die Wirkung aller dieser Prüfungen ist die endgültige Loslösung des Knaben von allen verwöhnenden, verweichlichenden Bindungen an die Mutter. Sie wird noch häufig verstärkt durch Szenen, bei denen aufreizende Reden gegen die Frauen gehalten, wo den Zöglingen Frauenkleider

angezogen und wieder vom Leibe gerissen werden. Diese psychologische Seite der Bräuche wird uns besonders deutlich aus einem Berichte aus Virginien: „Diejenigen, welche die Operation des Huskanaw durchgemacht haben, indem sie unter einem Korbe eingeschlossen und durch die Priester mit giftigen (nämlich betäubenden) Wurzeln gefüttert, alle vorigen Dinge, sogar ihre Eltern . . . vergessen, traten als Couca-rauses unter die Männer; es geschieht das, um von den jungen Leuten alle kindischen Gedanken . . . wegzunehmen.“

Die geistige Seite der Erziehung spielt bei Völkern eine besondere Rolle, bei denen wir bereits einen besonderen Priesterstand finden und ein Teil der jungen Männer für dessen Aufgaben herangebildet werden soll. Es handelt sich bei diesen Vorbereitungen zum Teil um zeremonielle, zum Teil um asketische Handlungen (Fasten, Kasteiungen), die unter anderem stark suggestiv wirken, also Übungen, die in dem Zögling eine gewisse Sensitivität erzeugen. Diese soll ihn befähigen, gemäß einem intuitiven Erfassen von Verhältnissen und Zusammenhängen Aussagen zu machen und Urteile zu fällen bei Vorkommnissen, bei denen Hilfebedürftige Rat suchen. In manchen Fällen sind es insbesondere Priester, die sich in ekstatische Zustände zu versetzen vermögen, auf deren Urteil besonderer Wert gelegt wird.

Ekstase und andere geistige Grenzzustände stehen nämlich bei den Primitiven in hoher Achtung. Auch bei produktiven Naturen in unseren Verhältnissen sind solche Zustände in den Augenblicken schöpferischer Produktion (nicht nur bei künstlerisch Tätigen) mitunter wichtiger als die Augenblicke wachbewußter berechnender Verstandesüberlegung. Biot bemerkt von Newton, „daß er sich bei der

Ausarbeitung der ‚*philosophia naturalis principia mathematica*‘ oft so völlig verlor, um ganz ohne Bewußtsein zu handeln.“

Die Ekstase der prophetischen Seher bewirkt „eine momentane Verwischung des (Wach-) Bewußtseins, so daß, von einem hindernden Eingreifen befreit, die Vorstellungssreihen frei und ungehindert nach allen Seiten hin abschwingen können, um die potentiellen in ihnen liegenden Gedankenembryone ihrer ganzen Weite und Breite nach zur Entwicklung zu bringen“. (Bastian.)

In der Priestererziehung hat die Esoterik aller Völker und Zeiten angestrebt, die Bewußtseinsgrenzen zu erweitern. Man vermochte in der innerlichen Anschauung der Ekstase vordem Zusammenhänge in der Welt zu erahnen, für die uns das Verständnis vielfach abhanden gekommen ist. Die als bedeutungsgesättigtes mythologisches Symbol geschauten Gehalte der „Imaginationen“ sanken in späterem Kulturalter unter die Schwelle des Wachbewußtseins und verblaßten zu abstrakten Begriffen. Insbesondere wird die Fähigkeit eingebüßt, die Analogie mikrokosmischer und makrokosmischer, d. h. persönlich-subjektiver und kosmisch-objektiver Vorgänge wirklich zu schauen, zu erleben: Die Gestalten mythologischer Symbolwelten, Zeugen uralten Innenlebens, dem in bildhaftem Hellsehen und wahrträumendem Empfinden die Zusammenhänge der Welt erreichbar waren, verloschen. Auf ein Wissen, das auf Schauen beruhte (das dem Worte „Wissen“ verwandte indische *veda* heißt nichts anderes als „Gesicht“ oder „Schau“), folgte ein Wissen, das sich auf ein Denken gründet, von dem der erste europäische Logiker Hobbes sagt: „Denken ist Rechnen in Worten.“ (Th. Lessing.) (Die Bedeutung schauenden Erkennens drückt der Dichter

Karl Hauptmann mit den Worten aus: „Deswegen lauschten frühere Jahrhunderte, naivere Alte den heiligen . . . Berauschten, in denen sich dieser Quell auftat. Aber die Verständigen von heute sind des Rausches Feind . . . Und doch wachsen und quellen auch heute nur aus der Tiefe des Ungedachten die Wunder des sich zur Welt erweiternden Menschengestes.“)

Drama und Tanz

Die Feste der primitiven und primitiveren Völker sind dem Leben anders eingeordnet und verbunden als die unsrigen. Die feierlichen Vorführungen, die wir veranstalten, werden vorwiegend durch eine Kunst berufsmäßiger Schauspieler, Tonkünstler, Schriftsteller bestritten. Ihre Schöpfungen sind relativ unabhängig von anderen Lebensäußerungen. Den Festen der primitiven Völker ist dagegen etwas von der Volkstümlichkeit öffentlicher Umzüge eigen, sie sind das Werk der ganzen Gemeinschaft. (Es ist dabei erwähnenswert, daß auch schon die Gebärde von Äußerungen Einzelner in ihrer dramatischen Steigerung zum Tanze hinweist. Hoffmeister berichtet, daß ein Wedda, der ein weißes Tuch zum Geschenke erhielt, sogleich aus Freude zu tanzen begann.)

Die primitiven Aufführungen zeigen sich keineswegs in irgendeinem Sinne unkünstlerisch und formlos. Im Gegenteil, es hat sich hier eine hohe Reife künstlerischer Gesittung herausgebildet.

Wir können unseren Ausführungen demgemäß als Definition des Dramas die der geformten Ausdrucksbewegung zugrunde legen. In dieser Definition werden sowohl die expressiven Faktoren als auch die Formung als wesentliche Momente zum Ausdrucke gebracht; außerdem ist die Definition so weit, daß sie auch das eigentliche Drama mitzuumfassen vermag.

Die Feiern und Feste des primitiven Menschen sind nicht scharf von anderen Lebensäußerungen geschieden, denn das ganze Leben ist durchsetzt mit zeremoniellen Gebräuchen, die der Freude am Gepränge und Zur-Schau-Stellen Genüge tun. Rechtliche Akte und Handlungen des Heilens haben oft den Charakter dramatisch-tänzerischer Aufführungen.

Was zunächst in die Augen fällt, ist, daß sich in solchen Darstellungen Ton-, Dicht- und Schauspielkunst zu einem Gesamtkunstwerke verbinden, wie es einheitlicher nicht gedacht werden kann.

(Noch die indischen Künste haben viel intensivere Wechselbeziehungen, als wir sie von unseren Verhältnissen her gewohnt sind: „Wie die Tanzkunst zur Götterplastik, so steht bei den Indern auch die Musik zur Malerei in einem anderen, und zwar in einem viel engeren Verhältnis als bei uns. Nicht nur holt sich die indische Miniaturenkunst ihre Vorwürfe oft aus alten Volksliedern, sondern sie setzt auch den Stimmungsgehalt der musikalischen Leistung der melodischen und harmonischen Elemente in entsprechende Formen und vor allem in entsprechende Farben um . . . Der Inder malt also Musik und musiziert gelegentlich nach Bildern, denn auch ein malerischer Einfall regt eine andere künstlerische Persönlichkeit zu literarisch-musikalischer Ausgestaltung an.“ [Carl Hagemann.]

Ein zweites ist der Ernst, mit dem man sich solchen Vorführungen widmet. Von nordamerikanischen Indianern heißt es: „Ihre Tänze und Aufzüge sind keine bloßen Vergnügungen, sondern haben alle eine bestimmte Bedeutung . . . Ihre Vernachlässigung würde vom Großen Geiste gestraft werden“; und von den Kwakiutl-Indianern sagt Boas, daß sie sehr auf genaue Ausführung der Gesänge

und Tänze bedacht wären, jeder Mißgriff gälte als Schimpf, ja bei gewissen Gelegenheiten werde der Tänzer in solchem Falle getötet. Von den südamerikanischen Uitoto berichtet Preuß, daß sie, die sonst überhaupt keine Rechtspflege kannten, nur die mutwillige Störung von Festen, die als Sünde angesehen würde, entsprechend ahndeten. Preuß notierte auch die folgende Bemerkung: „Wir tanzen nur auf Grund der [heiligen] Worte; ohne Grund tanzen wir nicht“ . . . „Wir tanzen nicht ohne Zweck, obwohl ihr sagt, sie tanzen ohne Sinn. Wir erzählen an unseren Festen die Geschichten; wenn wir Ball spielen, treiben wir nicht Mutwillen, denn die schöne Überlieferung ist etwas Heiliges, und wer mit ihr sein Spiel treibt, den züchtigt der Herr des Ballspieles.“ Aus solchen Worten geht zur Genüge hervor, daß wir es hier nicht mit reiner Spiel- oder Ausdruckstätigkeit zu tun haben, wir finden vielmehr im primitiven Leben die Formen menschlicher Betätigung, Spiel- und Ausdruckshandlungen, fast immer gemischt mit Ausübungen, bei denen das Zweckmotiv (nämlich ein religiöses, kultisches) keineswegs fehlt. Dadurch unterscheiden sich solche tänzerische Veranstaltungen von den bei uns üblichen Vergnügungen, denen meist jeder ernste Sinn mangelt.

Wir müssen uns auch dabei vergegenwärtigen, daß der Tanz auf primitiver Stufe meist mit pantomimischen Darstellungen verknüpft ist. In einer solchen Darstellung der Wedda auf Ceylon, einer Jagdszene, zielt der Darsteller nach einem mit Sand gefüllten Grasbündel, das einen Eber veranschaulichen soll. Er trifft und verwundet den Eber. Darauf tanzt er weiter und tut dabei so, als ob er dem angeschossenen Tiere folge. Plötzlich gleitet er aus, knickt in einem Knie ein und läßt das andere Bein am Boden nach-

schleifen. Das bedeutet, daß der Eber ihn wieder angegriffen und verwundet habe. Nach sorgsamer Behandlung des Beines wird dann der Eber glücklich erlegt. Eine Art Schauspieldekoration trägt wohl gelegentlich dazu bei, den Vorgang zu verdeutlichen: Felsstücke veranschaulichen Gebirge, ein Gestell ein Floß usw. In diesem Zusammenhang ist jener psychologisch merkwürdigen Fähigkeit des primitiven Menschen zu gedenken, sich in andere Gestalten zu versetzen; der Maskentänzer lebt während seiner Vorführungen vielfach ganz als der Dämon, den er darstellt, und identifiziert sich völlig mit ihm. Wir haben es hier also mit dem sogenannten identifizierenden Denken zu tun. Der Tänzer verwahrt nach dem Fest wohl auch die Maske, gleichsam den Träger der dämonischen Vorstellung, unter Beachtung besonderer Vorsichtsmaßregeln.

„Einen Hauptteil des Kultus“, so heißt es in einem Bericht über die Irokesen, „machten die Tänze und Aufzüge aus, welche zum Teil in höchst eigentümlichen Kostümen oder Verkleidungen vorgenommen wurden und oft mehrere Tage dauerten. Die Irokesen sollen früher zweiunddreißig verschiedene gehabt haben, darunter den Skalptanz, Medizintanz, Hundetanz. Die meisten waren nach mythischen Tieren benannt und wurden in Tiermasken dargestellt und glichen in gewisser Hinsicht pantomimischen Vorführungen (Tafel XIa, XIV–XVI). Viele dieser Tänze wurden als Geheimnis einer besonderen Gesellschaft, eines Geheimbundes, angesehen.“ Der Skalptanz der Dakota hatte besondere Berühmtheit. Bei seiner Ausführung sangen die Zauberärzte zum Tanze, schlugen die Trommel, schwingen eine Klapper, die aus einem kleine Steinchen enthaltenden hohlen Kürbis bestand, oder bedienten sich anderer lärmender Instrumente. Zu diesen gehörte namentlich

ein eingekerbter Knochen, über den der Zauberarzt mit einem anderen Knochenstücke hinfuhr, um schrille Töne hervorzubringen. Die Weiber tanzten in konzentrischen Kreisen um die Skalps herum zu viere bis zu zwölfen. Bei jedem Trommelschlag erhoben sie sich so hoch als möglich, sprangen und glitten etwas nach links und sangen dabei fortwährend mit den Zauberärzten zusammen. Sie hielten vollkommen Takt. In der Mitte hingen die Skalps an einem Pfahle mit Federn, Bändern, Perlen usw. geschmückt. Nach einigen Minuten ruhten die Weiber aus. In der Pause erzählte eine von ihnen, die einen Sohn, Gatten oder Bruder verloren hatte, die Geschichte seines Unglückes und schloß mit den Worten: „Wessen Skalp habe ich hier?“ In diesem Augenblicke schriean alle laut auf, und der Tanz begann von neuem. Auch von den Tänzen der Australier heißt es, daß sie ursprünglich alle religiös und größtenteils — wie nordamerikanische — Tiertänze (Emutanz, Känguruhtanz usw.) gewesen seien. Einen besonderen Zug erhalten solche Darstellungen durch die staunenswerte Fähigkeit mimischer Charakterisierung.

Als kultische Veranstaltungen sind solcherart Vorführungen Äußerungen einer „Kollektivkunst“, d. h. sie stellen nicht die künstlerisch-dramatisch-religiöse Lebensform bestimmt gearteter, individualisierter Schöpfer oder jeweiliger Tänzer dar, sondern die einer Gesamtheit. Die umfassende Einheit offenbart sich im Stil. Er zeigt, daß die Gesamtheit, die Gemeinschaft ihrem eigentlichen Wesen nach mehr und etwas anderes ist als die Summe von Einzelindividuen. Vermöge der Forderung einer Traditionstreue erhält sich Form und Stil der Vorführungen über die jeweilige Generation hinaus.

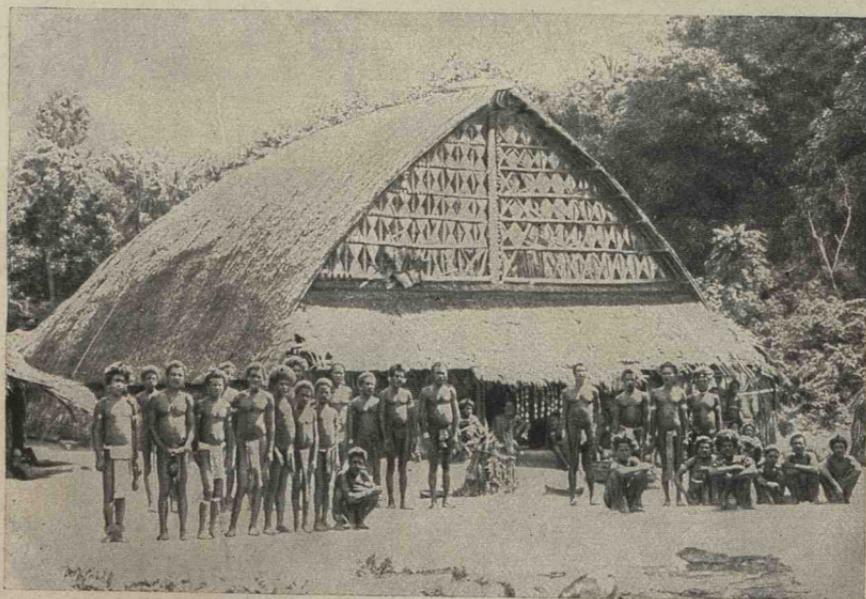
Auf Neuguinea zeigen sich auch bereits, neben mimischen Tänzen, wie wir sie von anderen Völkern beschrieben, Spuren dramatischer Schöpfungen. Bemerkenswert ist z. B. die Darstellung eines sinkenden Bootes. Zwei Reihen von Tänzern stellen die Boote vor, drei mit Rudern ausgerüstete Vortänzer die Bootsmannschaft. — Das Fahrzeug hat widrigen Wind und muß kreuzen, was die Reihen der Tänzer in trefflicher Weise zum Ausdruck gebracht haben sollen. Die See wird immer bewegter, das Wiegen, Hüpfen, Springen der Tänzer immer hastiger. Schließlich verliert das Boot allen Halt. Zum Schluß eilt die Bootsmannschaft von rechts nach links, um ein Kentern zu verhüten. Auf Tahiti sind solche Vorführungen oft komischen Inhaltes und schon richtige Grotesken, die keinerlei Beziehungen mehr zu irgendwelchen Zeremonien haben. So schlug in einem Stück ein Vater seiner Tochter einen Liebhaber ab, das Mädchen aber und der Jüngling begegnen einander in der Nacht. Sie entlaufen, und infolge davon erscheint die Tochter bald kreißend auf der Szene. Nach allerhand derben Scherzen kommt das Kind, ein großer Kerl, zur Welt, der sofort, mit Nabelschnur und Mutterkuchen herumlaufend, von der Hebamme verfolgt wird, bis dann endlich der Vater, durch den Enkel versöhnt, die Heirat zugibt.

Im allgemeinen scheint in solcher Art Vorführungen der mythologische Gehalt überwogen zu haben.

Anfänge des Dramatischen finden wir auch in Neuseeland, hier treten Solisten und Choristen zu abwechselndem Gesange auf. Insbesondere sind es Totenklagen, die zu dramatischen Wechselgesängen erweitert sind. Hier ein „Lebewohl-Gesang“, der in Erinnerung an seine Frau von dem Häuptlinge Naupata 1824 gedichtet worden ist:



Tafel XI a. Holzmasken aus Nordwestkamerun
(Museum für Völkerkunde in Berlin)



Tafel XI b. Männerhaus von den Admiralitätsinseln mit reichem Giebelschmuck



Tafel XII. Nordamerikanische Bilderschrift. 1 Knochenpfeife der Alaska-Eskimo mit Ritzzeichnungen ($\frac{1}{3}$ n. Gr.). 2 Wampungürtel der Ottawa ($\frac{1}{13}$ n. Gr.). 3 Birkenrinde mit Ritzzeichnungen der Odschibwä. 4 Stück eines bemalten Fellmantels der Dakota

(1 nach Hoffmann, 2-4 Originale im Berliner Völkerkundemuseum)

Solo: „Wo ist sie hingegangen?“

Chor: „Sie eilte nach Avaiki [Unterwelt]. — Sie verschwand am Saume des Horizontes, wo die Sonne hinabsinkt. Wir weinen nach dir.“

Solo: „Ja, ich will immer trauern und immer nach dir suchen!“

Chor: „Bittere Tränen vergieße ich um deinetwegen. Ich traure um das verlorene Weib meines Herzens. Ach — niemals wirst du wiederkehren.“

Solo: „Oh, daß du zurückkehrtest.“

Chor: „Bleibe, komme zurück auf unsere Welt, komme zurück in meine Arme. — Du bist wie ein Bogen, dessen Sehne zerriß.“

Solo: „Zerrissen und nun in Avaiki, dem fernen Lande, wohin du entweichst.“

Solche Wechselgesänge sind oft von großer Schönheit. Sie werden meist für bestimmte Gelegenheiten gedichtet. Wir haben hier also schon die Erzeugnisse einer verhältnismäßig späten Entwicklungsstufe vor uns, die sich von ursprünglich rein kultischen Vorführungen bereits etwas entfernt haben.

Was alle solche Veranstaltungen vom eigentlich Dramatischen unterscheidet, ist das Fehlen einer wirklichen Handlung. Wir möchten darum bezweifeln, ob sich aus ihnen ohne weiteres eine dramatische Form in unserem Sinne würde entwickelt haben können.

Unmittelbare Vorläufer dramatischer Aufführungen finden wir vielmehr (nach Preuß' grundlegenden Feststellungen) in der Darstellung der mythologischen Vorgänge in den Kulte. Es wurde bereits auf solche mehrfach hingewiesen. Vor allem sind hier Vorführungen zu nennen nach Art der altmexika-

nischen Jahresfeste. Im mexikanischen Codex Borbonicus sind uns genaue Abbildungen solcher Veranstaltungen erhalten. Phallische Dämonen als Sinnbilder der Vegetationsgeister treten darin in Scharen auf. Vor allem sind es Frühlings- und Erntefeste, in denen sie eine Rolle spielen. Der Kampf zwischen den alten und neuen Dämonen, die Überwindung und Tötung der ersteren, der siegreiche Einzug der verjüngten Geister, sowie der geschlechtliche Akt von seltsam ausgestatteten Phallophoren, das ist das Bild, das diese Feste bieten.

Der Erinnerung an mythische Vorgänge und der Freude des Volkes an solchen verdanken diese dramatischen Szenen, wie Preuß hervorhebt, sicherlich nicht ihr Dasein. Sie liegen nicht auf dem Gebiete zweckfreier ästhetischer Kunstübung. Die Menschen, die als Gottheiten auftraten, verehrt und getötet wurden, galten als wirkliche Verkörperung der Dämonen. Wir haben bei all solchen Vorführungen keine bloße Analogie des Naturprozesses, keine Allegorie vor uns, sondern die Dämonen selbst spielen in der Auffassung der Mexikaner die ihnen zugewiesene Rolle.

Den mythologisch-kultischen Ursprung läßt auch das altmexikanische Puppenspiel erkennen, wie Preuß erwähnt. Das dürfte auch für die Frage nach dem Ursprunge altweltlicher Puppenspiele von Interesse sein. Es kennt nämlich nur Göttertypen als Gestalten. Deshalb wird der Puppenspieler direkt als teoquiquixti, d. h. „der, der die Götter herauskommen läßt“ genannt.

Auch die Maya-Stämme in Zentralamerika hatten dramatische Aufführungen. Sie wurden von dem sogenannten Holpop, einer Art Regisseur, geleitet. Es heißt, die Stücke hätten einen historischen Charakter gehabt, die Gesänge aber

die Form von Balladen, die auf lokale Traditionen und Legenden gegründet waren. Vielleicht ist der einzige Rest dieser Dichtkunst ein Spiel, das Brasseur de Bourbourg in Guatemala vorgefunden hat. Es war seit einem Menschenalter nicht mehr zur Darstellung gelangt.

Brasseur de Bourbourg veranlaßte, daß am 19. Januar 1856 eine Aufführung dieses Spieles veranstaltet wurde. Das Stück enthält Züge, die uns aus der Mythologie der Maya bekannt sind, was ein hohes Alter zu erweisen scheint. Das kleine Orchester, das mit melancholischer Feierlichkeit zu Dialog und Tänzen die uralten Melodien des Dramas spielte, bestand aus zwei Trompeten und einer Trommel. Der Inhalt des Stückes ist die feierliche Opferung eines gefangenen Kriegers vor dem Könige von Rabinal. Eine Stelle des Stückes sei hier mitgeteilt. Als dem zum Opfer bestimmten Gefangenen, ehe ihn sein Schicksal ereilt, in einem zereemoniellen Kampfe zu fallen, Trank und Speise gereicht werden, spricht er in gefaßter Größe nach einem feierlichen Tanze inmitten der Halle:

„Oh, König Hohtoh, ist dies dein Tisch, ist dies dein Becher? In Wahrheit, da ist nichts, was wert eines Lobes wäre, da ist nichts, was meinen Mund, meine Augen verwundern könnte. Gehe hin, koste in meinen heimatlichen Bergen und in meinen Tälern von meinen Getränken, wie gut sie sind, und süß und kühl. Wohlan, so lautet meine Rede angesichts des Himmels, angesichts der Erde: ist dies da dein Tisch und dein Becher? [Er nimmt den aus einem Schädel gefertigten Becher in die Hand.] Aber das ist ja der Kopf meines Ahnen, der Kopf meines Vorfahren, den ich da sehe und anschau. Ist es möglich, daß mit mir ebenso geschehen wird, daß man die Knochen meiner Stirne so ge-

brauchen, meinen Schädel ausmeißeln und mit Farben bemalen wird innen und außen. Wenn man dann in meine Berge steigt, um die Pek-Frucht und Kakao meinen Söhnen und Pächtern zu verhandeln, so werden diese sagen: ‚Siehe, der Kopf unseres Anherrn, unseres Vaters.‘ Also werden meine Söhne und Pächter wiederholen, solange Sonnenlicht auf Erden scheint . . . Hier der Knochen meines Armes, ein Trommelstab wird er sein, in Silber gefaßt, und sein Ton wird Himmel und Erde erzittern machen, wenn er erschallt zwischen den Mauern des großen Palastes.“ (Stucken.) — —

Die Musik

Es ist kaum möglich, von den Anfängen der Musik zu sprechen, ohne dabei gleichzeitig des Tanzes zu gedenken, mit dem sie auf das innigste verbunden ist. „Diese Vereinigung ist eine organische, ursprüngliche, die erst später zu einem selbständigen musikalischen Seitenzweige führt, und so einheitlich, daß wir weder einen primitiven Tanz ohne Musik, noch diese ohne jenen vorfinden.“ (Wallaschek.) Der Rhythmus ist in der Musik der primitiven Völker das vorherrschende Moment; er tritt gegenüber der Melodie stärker hervor, als wir im allgemeinen von unseren Tonwerken her gewohnt sind. Er ist z. B. bei afrikanischen Völkerschaften zu einer Ausbildung gelangt, der man in den Schöpfungen europäischer Musik nicht oft begegnen dürfte: z. B. ein Wechsel zwischen Dreiviertel- und Sechachteltakten, der noch mit Triolen gemischt wird (v. Hornbostel). Das wird uns nicht verwundern, wenn wir uns erinnern, daß auch bei der Sprache motorische (gebärdensprachliche) Äußerungen sich um so stärker geltend machen, je weiter wir die Entwicklung zurückverfolgen. In melodischer Hinsicht erscheint uns die primitive Musik einförmig, vielfach ist es für ihre Melodien charakteristisch, daß sie in Höhe und Tiefe sich wenig von einer Mittellage entfernen. Der Tonumfang eines irokesischen Dankgesanges bestand z. B. nur aus einem einzigen Ton,

der Tonumfang huronischer Gesänge war nie größer als eine Quart.

Erwähnt werden muß noch, daß die primitive Musik hinsichtlich der Klangfarbe der erzeugten Töne im allgemeinen einen weiteren Spielraum besitzt als unsere Musik; es werden eine Reihe von rasselnden, reibenden, schnarrenden usw. Geräuschen verwandt, die unsere Tonschöpfer nicht in den Dienst ihres musikalischen Ausdruckes zu stellen vermöchten.

Was weiter uns bei den musikalischen Vorführungen so vieler unzivilisierter Völkerstämme auffällt, ist der häufige Gebrauch von Worten in den Gesängen, die keine Bedeutung haben. Es handelt sich hier anscheinend um Lautkomplexe, die rein wegen ihrer Klangfarbe dem Primitiven als gemäßer Ausdruck erscheinen. Jedenfalls erweist es sich, daß es auf primitivster Stufe nicht nur eine Poesie ohne Musik gibt, ja daß sogar eine Vokalmusik ohne Poesie vorhanden ist.

Der Aufbau der primitiven Musikstücke läßt nicht die Gliederung und gesetzvolle Ordnung europäischer Musikwerke erkennen. Ebensowenig wie in den primitiven Sprachen übergeordnete Sätze vorkommen, denen sich dienend andere Satzteile einfügen, ebensowenig gibt es auch in der Musik eigentliche Baugesetze, die die Gliederung bestimmten. Dadurch scheint uns die Musik der Primitiven etwas Schwebendes zu haben, da ihr eine Geschlossenheit in unserem Sinne vielfach fehlt.

Die Schrift und ihre Vorläufer

In dem Abschnitte über die Kunst lernten wir schon in den primitiven Zeichnungen insbesondere auf Felswänden Formen kennen, die denen der Bilderschrift, was die Art der Darstellung anbetrifft, in mancher Hinsicht nahestehen. Wir wiesen auch bereits darauf hin, daß sie rein spielerische Äußerungen sind und sich aus ihnen nicht, wie noch Wundt meinte, ohne weiteres ein „mitteilendes Zeichnen“, also eine richtige Bilderschrift entwickelt.

Weitere Darstellungen, die der Schrift in mancher Hinsicht nahestehen, sind Ortszeichen, Eigentumszeichen, Abzeichen, Gegenstandsschriften und magische Symbole.

Ortszeichen sind Symbole, die dazu dienen, einen für den Menschen irgendwie bedeutungsvollen Ort hervorzuheben, von seiner Umgebung zu sondern. Am weitesten verbreitet von allen Ortsmarkierungen sind wohl diejenigen von Grabstätten (Darüberhäufen von Erde, Steinen usw.), die ursprünglich aus einem ungewissen Gefühle des Grauens vor dem Leichnam errichtet wurden, also als eine Art magischer Abwehrmaßnahmen aufgefaßt werden müssen. Es entsteht daraus die Sitte, ein Mal des Gedächtnisses, ein Denkmal in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu machen. Dieser Entwicklungsgang des Denkmals, der vermutlich ältesten Art der Ortsmarkierung, ist vielleicht die beste Illustrierung

für den Entwicklungsgang der verschiedensten kulturellen Einrichtungen und Bräuche, von der allmählichen Abwandlung ursprünglich religiöser in profane.

Manche Abarten der Ortsmarkierungen dienen einer Art Abwehrzauber. Die Minkopie der Andamanen pflanzen bei Epidemien hohe Pfähle vor die Hütte, welche mit Streifen von schwarzem Bienenwachs versehen sind. Auf den Inseln des Malaiischen Archipeles ist es ein weitverbreiteter Brauch, daß die Eingeborenen ihren Grundbesitz vor Betretung und Beschädigung durch sogenannte „Matakau“, das sind Verbot- oder Abwehrzeichen, schützen. Wer das Verbot übertritt, ist der dem Zeichen anhaftenden Zauberkraft verfallen. Was für ein Unglück oder für eine Erkrankung ihn treffen wird, bringt die besondere Form des Matakau zur Anschauung. Deutlich und bildhaft ist die symbolische Sprache solcher plastischen Darstellungen: Eine dickbauchige Kalebasse droht dem Frevler das Aufschwellen des Leibes an, ein Stäbchen mit zwei propellerartig daran befestigten windschiefen Palmblättern zeigt an, daß ihm die Eingeweide verdreht werden sollen usw. Der Glaube an die Macht der Zeichen wird seine Wirkung in vielen Fällen gewiß nicht verfehlen.

Zu den profanen Ortszeichen gehören einfache Wegweiser. Bei Wanderungen der Eweneger macht der des Weges kundige Vorgehende dadurch den rechten Weg kenntlich, daß er auf alle zu vermeidenden Nebenwege Gras oder Blätter streut oder mit einem Stock einen Querstrich über sie zieht.

In anderen Gegenden knickt der Jäger zur Mitteilung die jungen Zweige zu Seiten seines Weges ein. Trifft man jemand, den man besuchen wollte, nicht zu Hause, so zupft man eine Handvoll Dachgras aus und legt es vor die Tür,

um so den Heimkehrenden von dem beabsichtigten Besuche in Kenntnis zu setzen. —

Die Eigentumszeichen sind entweder aus irgendwelchen magischen Symbolen, Standes-, Stammeszeichen hervorgegangen und bestehen aus nicht figürlichen, persönlichen Tatauier- und Bemalungsmustern oder aus Zeichnungen von Wappen- (Totem-) Tieren, oder sie bestehen aus mehr oder weniger willkürlich gewählten Linienkombinationen, die, meist auf beweglichen Gütern angebracht, wohl gleich anfangs als Unterscheidungsmerkmale entstanden. Bei den Bildern von heiligen Totemtieren, deren ursprünglich magische Bedeutung verblaßte und die sich zu Eigentumsmarken abwandeln, haben wir zum ersten Male die zweckvolle Verwendung figürlicher Darstellungen mit fester Bedeutung in bilderschriftloser Zeit vor uns, wenn man so will, eine Bilderschrift mit sehr beschränkter Verwendung.

Eigentumszeichen sind außerordentlich weit verbreitet.

Die Ewe brachten solche auf Palmen an, die zur Palmweingewinnung dienen, die Alëuten haben Marken auf Jagdgerät, ebenso die Woitos Abessiniens. Die südamerikanischen Kadiuéo bringen Marken auf Waffen, Gerätschaften des persönlichen Gebrauchs, z. B. Kämmen, Pfeifen, Kürbisgefäßen, Bambusbüchsen, ja sogar auf Weibern und Sklaven an, die viehzüchtenden afrikanischen Masai an den Ohren usw. von Rindern, Eseln und Kleinvieh.

Die Abzeichen hängen häufig wie die Eigentumsmarken mit den Wappen- und Totemzeichen zusammen. Aber es gibt auch nicht-figürliche, die zum Teil mit den Amuletten verwandt erscheinen.

Bei den Ewe wird z. B. der fast eigroße, äußerst harte und widerstandsfähige Samen einer Liane an einer Schnur

am Halse getragen als „Zeichen“ der Ausdauer, Furchtlosigkeit, der Widerstandsfähigkeit gegen Feinde (ursprünglich wohl aber als Mittel zur Erzeugung dieser geschätzten Eigenschaften). Das Tragen eines dunkelroten Umschlagentuches ist bei diesem Volke Zeichen tiefer Trauer; es ist nicht gestattet, Trauerfälle mündlich bekanntzugeben oder überhaupt von dem Ableben, besonders eines Häuptlings, zu reden. Todesnachrichten werden fast ausschließlich in die Nachbarorte durch Boten, die mit diesem roten Tuche bekleidet sind, gebracht, und jeder versteht die Bedeutung, ohne den Überbringer zu fragen.

Ein ausgedehntes System von Abzeichen ausschließlich ornamentaler Natur hatten ehemals die Maori. Für verschiedene Linien gab es ganz bestimmte Fachausdrücke. Rich. Taylor teilt zweiundzwanzig derartige Ausdrücke mit, von denen neunzehn nur für Männer in Gebrauch waren.

Die vorher erwähnten Masai machen die Stellung der wehrhaften Männer auf den Schilden kenntlich. Die Jünglinge erhalten ein „Schildwappen“ erst, wenn sie Krieger werden, durch Beschluß einer Versammlung der Älteren. Es besteht aus einfachen geometrischen Elementen, von denen jedes ganz bestimmte Bedeutung hat.

Auch die Dakota-Indianer hatten, wie Mallery mitteilt, ein ganzes System, um die verschiedenen Heldentaten der Krieger mit den Federn des Kopfschmuckes zum Ausdruck zu bringen. —

Mit der Bezeichnung Gegenstandsschriften belegen wir Systeme von gegenständlichen Symbolen, die wie die eigentliche Schrift bereits der Gedächtnisstütze oder der Mitteilung an Abwesende dienen. Sie sind aber in den meisten Fällen im Gegensatze zu den bilderschriftlichen Zeichen keine

Abbildungen des gemeinten Gegenstandes, sondern „Sinnbilder“ in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Zu den einfachsten gehören die sogenannten Botenstäbe, die dem Gesandten gleichsam als Legitimation mitgegeben werden. Wenn in Dahomé der König einen solchen Stab durch einen Gesandten mit seinen Befehlen an die Küste schickt, so wird der Stock wie die Person des Königs behandelt, gleichsam mit ihr identifiziert, und dem Stock die Ehre verweigern, hieße soviel wie seinen Eigentümer beleidigen. Bei den Ewe ersetzt der Träger des Königsstabes aus ähnlicher Anschauung den verstorbenen Herrscher, bis der gesetzliche Nachfolger bestimmt ist.

Einige Völker haben dann solche Botschaften unter Verwendung mannigfacher Sinnbilder weiter ausgestaltet. Der ursprünglich rein zeremonielle Charakter der Symbolbotschaften erhält sich aber noch lange, was daraus erhellt, daß eigentlich in sehr vielen Fällen die Mitgabe eines aus gegenständlichen Symbolen bestehenden „Briefes“, der ohne die mündliche Erklärung des Boten für den Empfänger meist unverständlich wäre, aus einem praktischen Zwecke nicht zu erklären ist. Denn der Inhalt der mitzuteilenden Botschaft ist in vielen Fällen so einfach, daß er eines Hilfsmittels, um ihn vor dem Vergessen zu bewahren, nicht bedarf. Diese „Briefe“ haben eben ursprünglich nur eine zeremonielle Bedeutung, sie entspringen der Neigung des primitiven Menschen, seine Vorstellungen und Gedanken anschaulich-bildhaft zum Ausdruck zu bringen.

Zu hoher Vollkommenheit ist die Gegenstandsschrift von afrikanischen Völkern gebracht worden, wo sie schon eine gewisse mnemotechnische Bedeutung hat.

Bei den westafrikanischen Yoruba bedeuten zwei Kauri-

schneckenschalen mit einander zugekehrter Vorderseite: „Verwandtschaft“, zwei Kauri mit den Rückenseiten gegeneinandergekehrt: „Feindschaft“, ein Stein: „hart, stark, gesund“, eine Kohle: „schwarz, trübe, Traurigkeit“, Pfeffer: „beißend, erwartungsvoll, neugierig auf etwas“, vertrocknetes Getreide: „Leiden, verzehrende Schmerzen“. Von großem Interesse ist, daß man sich auch gelegentlich dabei rebusartiger Sinnbilder bedient, also zu den Anfängen lautlicher Wiedergabe, wenn man will, einer Art Lautschrift fortschreitet: Drei Kauris und etwas Pfeffer bedeuten Betrug, denn das Wort „Pfeffer“, „éru“, ist gleichlautend mit dem für „Betrug“.

Außer zu Botschaften dienen die plastischen Symbole in Westafrika bereits auch zur Fixierung von Texten, besonders den Sängern, die „in einem Netze allerlei Gegenstände, gleichsam ihr Repertoire mit sich herumführen (Tabakspfeifen, Federn, Vogelköpfe, Knochen usw.), von denen jeder Gegenstand das Stichwort eines Gedichtes ist, das sie vortragen. Die Zuhörer wählen sich dann einen Gegenstand aus, ehe der Vortrag beginnt.“ (Meinhof.)

Die Eweneger, als tüchtige Redner in Gerichts- und Volksversammlungen bekannt, benutzen Gegenstandsschriften, um sich ihre sarkastischen Sprichwörter, mit denen sie ihre gewürzten Ansprachen zu schließen pflegen, stets vergegenwärtigen zu können. —

Mit den magischen Symbolen kommen wir zu Aufzeichnungen, die als die direkten Vorläufer der Schrift aufzufassen sind. Sie sind, was die Art der Ausführung anbetrifft, meist weniger naturgetreu und daher schwerer erkennbar als die spielmäßigen Zeichnungen, die in dem Abschnitte über Kunst besprochen wurden. Das hat seinen Grund darin, daß bei den spielmäßigen Zeichnungen die Aufmerksam-

keit des Zeichnenden ganz auf das Anfertigen des Bildes, bei den magischen Symbolen aber mehr auf religiöse Momente, die dann im Vordergrund des Interesses stehen, gerichtet ist. Etwas Ähnliches zeigt das Leben des Kindes. Besteht das Spiel im Anfertigen einer Zeichnung, so wird etwas wesentlich Naturgetreueres zustande kommen als dann, wenn die Aufmerksamkeit auf etwas anderes als gerade die Anfertigung gerichtet ist, wenn etwa im Verlaufe eifrigen Spieles eine Person z. B. durch einen einfachen Strich zum Ausdruck gebracht wird.

Die Verwendung religiöser Darstellungen ist sehr mannigfaltig. Bei den Haidah-Indianern sucht man sich durch Tatuierung einer dämonischen Figur auf die Haut gegen Zauber böswilliger Feinde oder gegen verderbliche Geister zu feien. Eine verwandte Bedeutung werden wenigstens ursprünglich Darstellungen von Chamäleon, Eidechse, Leopard und Schlange in Afrika gehabt haben.

Da die dargestellten Schutzgeister auch, als mythische Tiere, die Bedeutung von Stammesgeistern haben, leitet ihre Abbildung zu Stammbäumen über. In den Totempfählen der Haidah-Indianer, hohen Säulen, die aus übereinandergetürmten dämonischen Figuren bestehen, haben wir wohl die prächtigsten Ausführungen dieser Art vor uns. Sie haben in Stücken aus Polynesien, wo Ahnenverehrung eine große Rolle spielte, sowie in afrikanischen Türrahmenbrettern aus der Bamumgegend ihr Gegenstück. Hier kommen wir überall schon einer eigentlichen Bilderschrift sehr nahe.

Noch näher der Bilderschrift stehen einige kultische Darstellungen.

Die Navajos und Hopis Nordamerikas fertigen auf dem Boden der „Medizinhütten“ mit verschiedenfarbigen Sanden

und Kohle bedeutungsvolle Bilder an, die im Mittelpunkte zauberischer Zeremonien stehen. Etwas Ähnliches wird von den Australiern berichtet (Tafel XIII, a und b). Bemerkenswert bei allen solchen Darstellungen ist, daß die ihnen zukommende Bedeutung bereits eine feste und allgemeiner gültige ist. Dieses macht sie in besonderem Maße geeignet, später im Laufe fortschreitender Entwicklung als Mittel für bilderschriftliche Aufzeichnungen verwandt zu werden; hierzu sind sie aber um so eher verwendbar, als dem primitiven Menschen lange Zeit ausschließlich religiös-magische Inhalte der Niederschrift für wert gelten.

Einige der genannten australischen Bodenbilder bringen Flüsse, Gummibäume usw., die in der Mythologie eine Rolle spielen, zur Darstellung. Man hat hier also eine Art magischer Kartographie vor sich, vielleicht die kulturgeschichtlich frühesten und primitivsten Landkarten. (Es ist in diesem Zusammenhange erwähnenswert, daß in China in früher Zeit die Kartographie einmal auch zur Abwehr dämonischer Einflüsse verwandt wurde.) So scheint sich zu erweisen, daß auch für die Entstehung der Karten das religiöse Motiv das bestimmende gewesen ist.

Die Ornamente, die der primitive Mensch auf Geräten und Holzteilen anbringt, sind nur zu einem geringen Teile, wie es bei uns die Regel ist, sinnlos wiederholte, bedeutungslose Formen. Meist ist der Sinn der Ornamente den Verfertigern und Benutzern vertraut, und man kann annehmen, daß die Verzierungen nicht nur ästhetische Zwecke verfolgen, sondern vielmehr ursprünglich auch eine Erhebung des Gegenstandes in das Religiöse bewirken sollen. So steht das Ornament wenigstens wohl ursprünglich in seiner Bedeutsamkeit dem magischen Symbol nahe, wenn auch als ein Motiv seiner

Ausführung und Anbringung die Freude am Verzieren nicht unterschätzt werden darf.

Der Übergang nun des magischen Symboles zur eigentlichen Bilderschrift läßt sich mit lehrreicher Deutlichkeit bei nordamerikanischen Indianern unmittelbar feststellen. (Einige Indianerstämme haben nur magische Symbole, einige haben magische Symbole, die auch den Zwecken einer ausschließlich religiösen Bilderschrift dienstbar sind, andere endlich haben neben diesen Verwendungsarten des Symboles noch profane Bilderschriften. Daraus ergibt sich mit Deutlichkeit, daß die ursprüngliche Verwendungsart nicht die profane gewesen ist.) Man bringt nämlich auf den Häuten der Trommeln, die der Mediziner bei seinen zauberischen Manipulationen benutzt, allerlei magische Symbole an, um auf die dargestellten dämonischen Gestalten bei den aufzuführenden Zauberzeremonien durch Besingen, Besprechen usw. einen Einfluß auszuüben. Später sind dann die magischen Symbole zu reinen Erinnerungs- und Merkzeichen verblaßt, welche dem singenden Mediziner als geeigneter Anhalt für die Reihenfolge der von ihm vorzutragenden Strophen dienen (s. Tafel XII).

Es ist für den magischen Ursprung der Bilderschrift auch lehrreich, daß die von Calabar-Negern für sie gebrauchte Bezeichnung „Nsibidi“ mit dem Worte „sibidi“ = spielen, darstellen, bezaubern verwandt ist.

Eine Ausgestaltung und Bereicherung erfährt die Bilderschrift vielfach durch Übernahme von einigen Elementen aus der Gebärdensprache, also durch linienhafte Fixierung von Gebärden, wie sie ein sich gebärdensprachlich Ausdrückender ausführt.

Solche fixierten Gebärden scheinen nun vornehmlich in

afrikanischen Bilderschriften eine Rolle zu spielen. Das hängt vermutlich mit einer besonderen Veranlagung des Negers für das Motorische zusammen, eine Veranlagung, die sich ja schon physisch durch die starke Ausbildung seiner Extremitäten ausprägt. Dem Neger scheint der Zusammenhang zwischen Gebärden und manchen bilderschriftlichen Zeichen bis zu einem



Abb. 12. Geburtsszene: eine Göttin einen Gott gebärend. Aus der altmexikanischen Bilderhandschrift des Codex Nuttall

gewissen Grade bewußt zu sein, denn, so erzählt die Sage, als der Pavian den Negern einst, sie belehrend, die Schriftzeichen auf die Erde schrieb, gab er deren Erklärung pantomimisch, d. h. gebärdensprachlich.

Die Aufzeichnungsart der frühen Bilderschrift ist eine rein ideographische, d. h. es wird nur der Inhalt, der Sinn des Gemeinten angedeutet, nicht aber der Wort-

laut. Z. B. aus den Gesängen eines nordamerikanischen Medizinmannes: Ein Pfeil gegen ein Gesicht gekehrt bedeutet: „Deine eigene Zunge tötet dich, deine eigene“; ein pfeildurchbohrtes Herz: „Ich schieße dein Herz, o Mensch“. Aus afrikanischen Sprichworten: Eine Hacke bedeutet: „Die Hacke mag rosten und vergehen, aber das Wort bleibt für immer“; ein Bild von drei Steinen: „Ein Topf, der auf drei Steinen steht, fällt nicht um“ usw.

Den Übergang zur eigentlichen Lautschrift, der Schrift,

wie wir sie heute benutzen, bilden rebusartige Darstellungen. Wir finden solche bei den alten Mexikanern, wo übrigens die Schrift noch in ganz überwiegendem Maße religiösen Zwecken diente, nämlich der Anfertigung von magisch-mythologischen Kalenderbüchern, wie sie die Priester benützten, um die Gunst oder Ungunst der Tage zu bestimmen (die aber gelegentlich auch zu historischen, topographischen und ähnlichen Aufzeichnungen benutzt wurde). Rebusartig, also schon phonetisch werden Namen, wie sie in historischen



Abb. 13. Menschenverschlingende Schlange, vermutlich als Symbol für den im Meere versinkenden Mond. Aus der altmexikanischen Bilderhandschrift des Codex Vaticanus A

Bilderschriften vorkommen, geschrieben. Uns

sind solcherart rebusartige Schreibungen von Namen aus der Heraldik genugsam bekannt; es sei nur an den Mönch im Wappen Münchens, den Bär im Wappen Berlins usw. erinnert. Im Mexikanischen wird z. B. der Ortsname Quauhnauc, der „am Walde“ bedeutet, auf folgende Weise geschrieben: Die Hieroglyphe zeigt einen Baum (quau-itl) für die Silbe quauh, und am Stamme des Baumes eine Mundöffnung mit einem Züngelchen davor für die Silbe nauac, denn das dieser Silbe klanglich ähnelnde nauatl heißt „die deutliche Rede“. Ähn-

lich wird der Volksstamm der Uexotzinca geschrieben durch Zerlegung seines Namens in die Lautelemente uexotl = der Weidenbaum und tzintli = der Hintere. Auch in der chinesischen, babylonischen und altägyptischen Schrift sind sogar noch neben ideographischen, sinnandeutenden Zeichen solche mit erkennbar rebusartigem Ursprung in Verwendung. Die Mehrzahl der Zeichen bilden allerdings hier Elemente, deren Natur es gestattet, das Niedergeschriebene als fixierten Wortlaut richtig zu lesen, nicht nur als Fixierung eines Sinnes zu deuten.

Lehrreich in bezug auf den von uns als magisch-religiös bezeichneten Ursprung der Schrift ist es, daß Völker, die selbst noch nicht zur Bildung einer Schrift fortgeschritten sind und von anderen Völkern eine Schrift übernahmen, von dieser anfangs einen sehr merkwürdigen Gebrauch machen.

Wo nicht der Einfluß des gebenden Volkes so stark ist, daß er auch bedürfnisändernd wirkt, wird die übernommene Schrift in einer Weise gebraucht werden, die keineswegs den Zweckmäßigkeitsanschauungen des gebenden Volkes entspricht. Man wird anfangs weniger schreiben, um Mitteilungen zu machen, um Daten des praktischen Lebens festzuhalten, sondern man wird mit den erlernten Zeichen magisch-religiöse Inhalte (etwa Zauberformeln) bewahren oder gar direkt einen Zauber ausüben wollen, wenn die Schrift überhaupt eine andere als nur spielmäßige Verwendung erfährt.

Vieles deutet z. B. darauf hin, daß die Runen, die nach Wimmer auf ein lateinisches, nach von Friesen und Bugge auf das griechische Alphabet zurückgehen, fast ausschließlich magischen Zwecken dienen.

Wie sich der alte Germane die Wirkung dieser Zeichen

dachte, das lehren uns am besten die Worte, die Brunhilde (in der Edda) an den Sigurd Fafnisbana richtet, als sie ihn in die Zaubergewalt der Runen einweiht.

Siegrunen sollst du wissen,
Willst du Sieg erwerben,
Ritzend auf des Schwertes Griff;
Andere ritz' auf die Klinge,
Und zweimal rufe Tyr.

Sturmrunen sollst du wissen,
Willst du dein Segelroß
In der See geborgen haben.
Auf den Bug sollst du sie ritzen
Und auf des Steuers Blatt usw.

Wenn aber sogar ein übernommenes Schriftsystem von einem Volke früher Stufe magischen Zwecken dienstbar gemacht wird, um wieviel wahrscheinlicher erscheint es nun, daß auch die selbständigen Schriftsysteme einst auf magischer Grundlage erwachsen!

Die Wissenschaft

(Wirklichkeitserkenntnis und Deutungskunst)

Als Wissenschaft bezeichnen wir einen systematisch geordneten Zusammenhang der Kenntnisse von Gegenständen oder ihrer Vorgänge und verlangen dabei, daß sich diese Ordnung als eine den Gegenständen und ihren Vorgängen gemäße und ihre Beziehungen klärende rechtfertigen lasse. In solchem Sinne finden wir keine Wissenschaft bei den Primitiven. Wohl liegt manchen ihrer Handlungen, z. B. gewissen Heilmethoden, ein Wissen von Tatsachen zugrunde, die bei uns dem Gebiete bestimmter Wissenschaften, etwa der Anatomie, zugewiesen werden. Auch werden in der Sprache bei der instinktiven Befolgung grammatischer Regeln logische Gesetze befolgt, die bei uns einen Bestandteil der Wissenschaft der Logik ausmachen. Solches (in unseren Beispielen logisches und anatomisches) Wissen wird von den Alten auf die Jungen übertragen, ohne daß die Kenntnisse in einen geordneten Zusammenhang gebracht würden oder gar in objektiver Klarheit in das Bewußtsein träten. Wohl werden im primitiven Leben gelegentlich der Weihen, die der reifende Jüngling empfängt, Lehren erteilt, indessen handelt es sich auch hierbei zumeist nicht um systematisiertes Wissen. Eine Art Systematik liegt einigen schon auf sehr frühen

Kulturstufen nachweisbaren Anschauungen zugrunde, deren Spuren sich auch in der Sprache nachweisen lassen.!

Für den Mythos als besondere Form der Weltanschauung ist es zunächst charakteristisch, daß in ihm das Gefühl, der Affekt stärker zur Geltung kommt als das Denken, geschweige denn ein begriffliches Denken. Wenn nun auch der Inhalt

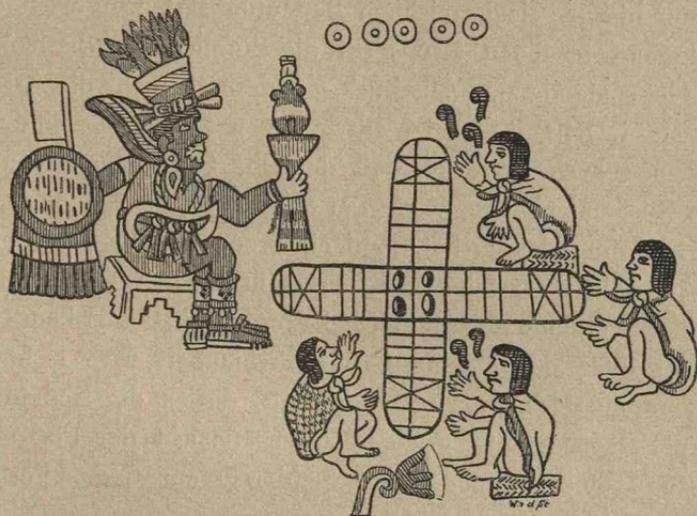


Abb. 14. Altmexikanische Würfelspielszene. In der Mitte das kreuzförmige Spielbrett. Codex Nuttall

der Weltanschauung dabei seine Gliederung und Ordnung nicht durch ein erklärendes, zergliederndes Denken findet, so ist er darum im Mythos nicht gestaltlos. Es bestehen auch innerhalb des mythischen Denkens bestimmte Gesetze des Verknüpfens und Ordnen, wenn diese auch von denen des logischen Denkens völlig verschieden sind. Diese Ordnung, in die die Dinge gemäß dem mehr gefühlsmäßig verlaufenden mythischen Denken vom Primitiven gebracht erscheinen, prägt sich nun in der Sprache in unverkennbarer Weise aus. In

Bantusprachen gehört jedes Dingwort einer bestimmten Klasse zu, die jeweils in einer ganz bestimmten Weise durch grammatische Formen ausgezeichnet sind. Es werden mehr als zwanzig mit besonderen Kennzeichen ausgestattete Klassen unterschieden. Diese Klassen sind nun nicht eigentlich Klassen von Sachen oder Dingen, sondern — Ernst Cassirer wies hierauf hin — sie bezeichnen Bedeutungsarten, Wertstufen; es kommt in ihnen also nicht die dingliche Beschaffenheit der Gegenstände zum Ausdruck, sondern vielmehr die Art, in der sie jeweils für den Menschen von Bedeutung sind. Es wird uns auch berichtet, daß derselbe Gegenstand je nach dem Zusammenhange, in dem er auftritt, und der Bedeutung, die er infolgedessen hat, bald einer sogenannten Personenklasse, bald einer Dingklasse zugeteilt wird. Wenn ein Tier in einer Erzählung als persönliches Wesen selbständig handelnd auftritt oder durch seine Größe, Schlaueit usw. sich besonders auszeichnet, wird es jeweils, da es die Bedeutung einer Person hat, in grammatischer Hinsicht der Personenklasse zugeteilt und mit entsprechenden grammatischen Formen bedacht.

Die Klassen von belebten und unbelebten, verständigen und unverständigen Wesen usw. in primitiven Sprachen, bei denen die Verschiedenheit jeweils in ähnlicher Weise wie bei uns die Verschiedenheit des grammatischen Geschlechtes zum Ausdruck kommt, sind eben, worauf Ernst Cassirer hinweist, zum mindesten ursprünglich Wert- oder Bedeutungsklassen.

Wir finden hier also ein höchst eigentümliches Prinzip der Welteinteilung. Ihm zugrunde liegt nicht die „äußere Ähnlichkeit der Dinge, ihre Übereinstimmung in irgendwelchen sinnlich faßbaren oder aufzeigbaren Einzelmerkmalen“ (Cassirer).

Naturobjekte und alle künstlichen Gegenstände sind so je einer der Klassen zugeteilt, aber nicht nur jene, sondern sogar Tätigkeiten, wie „schlafen“ und „sich begatten“, sowie auch die einzelnen Himmelsrichtungen, Farben, Völkernschaften usw. ordnen sich den Klassen ein.

Bei den Zuñi-Indianern zerfällt das Dorf in sieben Distrikte, die einer Siebenteilung des Weltraumes entsprechen. Weiter gehört jeder besondere Clan des Stammes, auch jedes beseelte oder unbeseelte Wesen, jedes Ding, jeder Vorgang, jeder Zeitabschnitt einer von sieben Klassen zu. Auch entspricht einer der sieben Klassen je eine besondere Farbe, eine Jahreszeit, sowie je eine Tätigkeit (etwa die Landwirtschaft, Heilkunde, Jagd usw.). Durch diese streng durchgeführte Form der Einteilung, deren Klassen jeweils außerordentlich verschiedene Dinge umfassen, ist das gesamte religiöse, kulturelle, soziale Leben des Volkes völlig systematisiert. Diese Systematik bestimmt die Ordnung von Ratsversammlungen, Prozessionen, Feiern und allen Lebensäußerungen. So breitet sich ein Netz von Gesetzmäßigkeiten über das gesamte Leben.

Wie sind nun diese zunächst so befremdenden Anschauungen, die unter anderem auch zu so seltsamen Bildungen Anlaß geben, wie wir sie in dem Abschnitt über die Gesellschaft unter Totemismus besprachen, zu erklären? Was bedingt die Zusammengehörigkeit der einzelnen zu einer Klasse vereinten, unter sich doch so verschiedenartigen Gegenstände, Vorgänge usw.?

Zunächst: die Gegenstände, Vorgänge usw. haben jeweils für den Primitiven eine ganz bestimmte Bedeutung. Diese Bedeutung ist nicht eine durch nachdenkendes Abwägen festgestellte, sondern eine gefühlsmäßig erlebte. Die

Bedeutung wird gefühlt. Wenn also verschiedenartige Gegenstände und Vorgänge einer Bedeutungsklasse zugehören, so erwecken sie in der Seele des Primitiven das bestimmte Gefühl verwandter Bedeutung. Was die verschiedenartigen Gegenstände in einer Klasse zusammenhält, ist also der verwandte Gefühlston, die Klangfarbe, die mit ihnen verknüpft sind. Die verschiedenen Gegenstände, Vorgänge usw. einer Klasse gehören also derselben Klangfarbeneinheit zu. Also als Repräsentanten verwandter Gefühle, als Erwecker verwandter Zustände gehören jeweils die verschiedenartigsten zusammen, so sehr sie auch gegenständlich voneinander abweichen mögen. Sie sind also nach zutäglich-gefühlsmäßigem, nicht nach vernunftgemäß-gegenständlichem Prinzip geordnet.

Indessen sind diese Zusammengehörigkeiten keine völlig phantastischen und gleichsam „aus der Luft gegriffenen“. Es gibt ja auch unter uns gelegentlich sehr sensitive Personen, welche ähnliche Zusammengehörigkeiten zu erfüllen vermögen.

Es ist z. B. festgestellt, daß bestimmten Menschentypen die Vorliebe für bestimmte Farben, Töne, Formen, Dichtungen, Musik- und Kunstwerke, Landschaften, Pflanzen, Tiere usw. eigen ist. Hier prägt sich also in der Tat eine innere, gefühlsmäßig erlebte Wesensverwandtschaft von gegenständlich verschiedenartigsten Bestandteilen aus. Sie ist insbesondere künstlerisch veranlagten Personen erlebbar, und es sind auch meist stark künstlerisch veranlagte Personen, die mit instinktiver Sicherheit die einem Menschen jeweils zukommenden wesensverwandten Elemente anzugeben vermögen.

Wir müssen nun solche Hellsichtigkeit auch bei den

primitiven Menschen voraussetzen mit dem Unterschied, daß das, was bei uns Fähigkeit und Ausdruck einzelner Personen ist, bei dem primitiven Menschen in Sprache und Mythos eine allgemeine Ausprägung erhielt.

Entsprechend den eben dargelegten Verhältnissen ist die älteste Form der Wissenschaft eine Bedeutungskunde, die älteste Forschung eine Deutungskunst. Bedeutungskunde d. i. Kunde von den in der Form mythisch-symbolischer Gestalten geschauten Bedeutungen. Deutungskunst d. i. Deutung der Anzeichen von günstigen oder ungünstigen Impulsen und Zuständen, die den Menschen beherrschen, und die in die Außenwelt, in das Kosmische projiziert dem Menschen eben als mythisch-symbolische Gestalten erscheinen.

Die Vorstufe der eben charakterisierten Deutungskunst ist indessen noch keine Bestimmung von Vorzeichen, in denen sich zu erwartende Ereignisse ankündigen, sondern die bedeutungsvollen Aussagen sind ursprünglich selbst Ursachen dessen, was geschehen wird. Wenn der Primitive eine solche Aussage entgegennimmt, wird er ermutigt, in seinem Vorhaben bestärkt; somit erzeugt die Aussage in ihm, der sehr beeinflufbar ist, das Gefühl kraftvoller Sicherheit und wird dadurch Ursache eines guten Ausganges. Die Deutung der Zukunft aus den Sprüngen eines im Feuer geborstenen Schulterknochens, aus den Sternen, den Eingeweiden, dem Vogelfluge, der Lage geworfener Körner usw. findet also ihren Sinn ursprünglich darin, daß dem Primitiven als Gegenbild zu diesen Formen und Gruppierungen Sachverhalte ins Bewußtsein treten, die für sein künftiges Verhalten von Wichtigkeit sind. Die Fähigkeit des Hineinsehens und Hineindeutens ist ja beim Primitiven in der Tat eine außerordentlich große. Man erinnere sich nur, wie leicht er

geneigt ist, in Felsstücken und Baumstrünken Gestalten zu erkennen. Diese Fähigkeit wird dann noch gesteigert durch Intuitionen begünstigende, eine helllichtige Reizbarkeit steigernde Riten. So ist die Zeichendeutung mit ihrem Beiwerk magischer Manipulationen anfangs ein Mittel, bisher verborgener Verhaltensmöglichkeiten bewußt zu werden und Mut und Zuversicht für eine erfolgreiche Vornahme zu erzeugen.

Eine wohlausgebildete Wissenschaft von solchem Typus ist uns in der Magie des alten Mexiko erhalten. Sie bringt die eben beschriebenen Eigentümlichkeiten in charakteristischer Weise zum Ausdruck.

Das System, in dem die große Zahl von Gottheiten der mexikanischen Religion zunächst ihre Ordnung findet, steht mit dem Kalender, dem eine Periode von zweihundertsechzig Tagen, das sogenannte Tonal-amatl, zugrunde liegt, und der damit verknüpften Lehre von den Himmelsrichtungen in Zusammenhang. Über den Kalender wurde in einem besonderen Abschnitte dieses Buches gesprochen und seine ursprünglich mythologische Bedeutung eingehend erörtert. Außer jedem einzelnen Tag stehen Spannen von zwanzig Tagen, die in der Kalenderrechnung eine Rolle spielen, unter den besonderen Einflüssen von Gottheiten. Weiter zerfällt das Tonal-amatl in vier Viertel, die als Entsprechungen erstens von vier Himmelsrichtungen gelten, denen zweitens in merkwürdiger Verknüpfung je eine der vier dem gegenwärtig herrschenden Weltalter vorangehenden Weltperioden zugeteilt werden. Die Weltzeitalter sind das der Wassersonne, die durch eine Sintflut, der Jaguarsonne, die durch Einsturz des Himmels, der Feuerregensonne, die durch herabfallendes Feuer, der Windsonne, die durch Wirbelstürme zugrunde gingen. In räumlicher Hinsicht finden wir folgendes System: Man unterscheidet

dreizehn übereinander sich aufbauende Himmel, denen dreizehn Gottheiten zukommen, und neun Unterwelten mit neun Gottheiten. Dieser Einteilung entspricht die Einteilung des Tages in dreizehn Stunden und der Nacht in neun Stunden.

Alle diese mannigfaltigen, in vielfacher Weise sich kreuzenden Systeme, die den Rahmen für die Ordnung der Götter, die auf sie verteilt wurden, abgaben, waren ein Hauptteil der mexikanischen Wissenschaft und das Werkzeug einer von gelehrten Priestern ausgeübten Deutungskunst. Wir erkennen in ihr unschwer die Fortentwicklung einer Systematik, wie sie von den Zuñi-Indianern erwähnt wurde.

Das Vorhandensein solcher Systematisierungen erweist: Lange vorher, ehe der Mensch begann, seine Erfahrungen logisch, objektiv im Sinne unserer Wissenschaftlichkeit zu verarbeiten, systematisierte er seine Erlebnisinhalte, und zwar gliederte er sie mythologisch in einer gleichsam „prälogischen Wissenschaft“. Diese ist ursprünglich nicht so sehr das Erzeugnis von Bestrebungen, welche die Welt der Gegenstände gemäß einem begründenden Denken in Erklärungen nachzeichnen wollen. Vielmehr ist sie anfangs der Ausdruck eines dem Menschen tief innewohnenden Bedürfnisses, den Inhalt seines Erlebens in systematischer Form zu gestalten. Auch in manchen Philosophemen europäischer Gelehrter prägt sich unverkennbar aus, daß das Gestaltungsbedürfnis letzten Endes doch stärker ist als das Erklärungsbedürfnis. Da aber anfangs noch nicht scharf zwischen den Gegenständen als solchen und den Bedeutungen, die diese für den Menschen haben, die er ihnen gefühlsmäßig verleiht, geschieden wird, finden wir nicht eine Ordnung, die dinglich-gegenständlich zu rechtfertigen wäre, sondern eine Hierarchie von Bedeutungen.

Eine der mexikanischen verwandte Wissenschaftsform (in Mexiko gibt es außer der Kalendermagie noch andere Deutungsverfahren, wie z. B. das Loswerfen, die wir aber außer Betracht lassen) finden wir auch im alten Babylon, nämlich in der Astrologie. Die Chronologie, die Mythenbildung, die ganze Religion, ja sogar die Medizin und in gewissem Sinne die Philologie hängen bei den alten Bewohnern der Euphrat- und Tigrisländer aufs innigste zusammen mit der genannten Wissenschaft. Entweder als Vorläufer von astrologischen Beobachtungen und Aufzeichnungen oder als Parallelerscheinungen ist wohl die ungeheuere Masse von Aufzeichnungen über Vorbedeutungen in den sogenannten Omen-Texten zu betrachten, die einen sehr wesentlichen Bestandteil der Bibliothek des Königs Sardanapal ausmachen. Jede Erscheinung oder Bewegung konnte offenbar ursprünglich als Vorzeichen, als Omen angesehen werden. Die Beobachtung erstreckte sich dabei auf Erscheinungen der Luft, des Himmels, bestimmter Jahreszeiten, bestimmter Monate oder bestimmter Tage. Die gelehrten Priester Mesopotamiens befließigten sich eines emsigen Sammelns und Sichtens von unzähligen merkwürdigen Erscheinungen, die das alltägliche Leben als bedeutungsvolle Zeichen zu bieten schien. So entstanden durch Anhäufung solchen Materiales schließlich umfangreiche Werke. Vor allem richtete man das Augenmerk auf die Erscheinungsformen und Bewegungen der verschiedenen Tiere. „Die Bewegungen eines Löwen oder eines Fuchses in der Nähe eines Menschen, die Hyäne, die einem über den Weg lief, das Erscheinen von Ochsen in einem Torwege, die verschiedenen Stellungen und Bewegungen eines Hundes und dazu die Farbe seines Felles, die Begegnung mit Hunden oder Kälbern, wenn man aus einer Tür heraustrat, das

Brüllen der Ochsen und das Wiehern der Pferde, die Farben der Hörner verschiedener Tiere und die Richtung, in der die Hörner gebogen waren — alles dies konnte unter Umständen und bei sachgemäßer Beobachtung zum ‚Omen‘ werden.“ (Bezold.) — Ganz ähnliche Schlüsse zog man aus der Bewegung der Flügel irgendeines Vogels, der Richtung, in welcher eine Eule einen Menschen umkreiste, wenn er etwa einen Tempel oder das Haus eines Kranken betrat. Auch wurde Schlangen, Skorpionen, Motten, Heuschrecken, Fischen usw. besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Von allergrößter Bedeutung wurden die Beobachtungen bei Geburten von Menschen und Tieren (und etwaige dabei auftretende Mißbildungen) erachtet. Andere Omina beschäftigten sich mit den Zuständen und Vorkommnissen in bestimmten Städten oder deren Straßen, auf Feldern, Flüssen usw. Uns sind auch eingehende Krankheitsdeutungen erhalten, die in systematischer Zusammenfassung vorliegen. Eine Tafel widmete sich den Anzeichen der Stirne, eine dem rechten, eine andere dem linken Auge, wieder eine andere der Zunge, den Ohren, dem Nacken usw. Außerdem galten noch als bedeutsam der Befund von Mund, Nase, Lippen, Haupthaar, Füßen, Herz, Eingeweiden, sexuellen Erscheinungen, Blut, Urin, Milch usw.

Als eine besondere Klasse von Vorzeichen sind die der Traumbücher zu nennen. Weitere Gebiete der Omenliteratur betreffen die Leberschau oder „Hepatoskopie“. Aus der Lage, Länge, Dicke und Festigkeit der einzelnen Teile einer frischgeschlachteten Hammelleber wurden bei dieser Art von Omen- deutung Schlüsse auf die Zukunft gezogen. Es gab sogar als Orientierungshilfsmittel für die Deutenden Tonmodelle von Lebern, die allerlei prognostische Aufschriften tragen, von denen uns einige erhalten sind.

Viel angewandt wurde auch die Wahrsagerei aus Öl. An einem als besonders dafür günstig geltenden Tage warf der Oberpriester in eine mit klarem Wasser gefüllte Schale Sesamöl und wahrsagte dann aus der Vermischung des Öls mit dem Wasser, der Bildung farbiger Ringe, ihrer Bewegungen und Auflösung usw. Auch hier sehen wir, wie die Kenntnisse der Formen oder der Erscheinungsweise von Gegenständen zu der Ordnung von eigentümlichen Wissenschaften, die wir als „zur Deutungskunst angewandte Bedeutungskunde“ bezeichneten, zusammengeschlossen werden.

Mit der astrologischen Vorzeichenwissenschaft kommen wir dann zu dem bekanntesten dieser merkwürdigen Gebiete priesterlicher Spekulation. Ihre Beobachtungen erstrecken sich auf die verschiedensten astronomischen Erscheinungen, auf Sterne, auf den Mond, auf Meteore und Sternschnuppen usw., sowie auch auf meteorologische Phänomene, Farbe und Formen der Wolken usw. Unter den Bedingungen spielt das Eintreffen von Verfinsterungen des Mondes oder der Sonne eine Hauptrolle.

Im Rahmen aller solcher augurischen Feststellungen machten die Babylonier bereits eine ganze Reihe bedeutungsvoller astronomischer und mathematischer Entdeckungen. Sie kannten die Periodizität der Finsternisse. Sie gaben die Daten für Konstellationen von Ekliptiksternen an, sowie die Opposition der Planeten mit der Sonne und ihre Kehr- oder Stationspunkte. Sie kannten auch die mittlere Geschwindigkeit des Mondes und der Sonne und wußten das Gesetz, nach dem sich die Sonnengeschwindigkeit im Laufe des Jahres ändert usw.

In Zusammenhang mit der Astronomie und Astrologie ging die Ausbildung mathematischen Wissens. Es ist nach-

gewiesen, daß den Babyloniern der Begriff der arithmetischen Reihe bekannt gewesen ist.

Auch im alten Ägypten spielte die Deutung eine außerordentliche Rolle; eine der wichtigsten Aufgaben religiöser Gelehrsamkeit war es nämlich, altherrwürdige Texte mit Kommentaren umfangreicher Art zu versehen. In jedes Wort wurde ein geheimer Sinn gelegt, jede Satzanwendung wurde Anlaß zu tiefsinnigen Überlegungen. (Erman.) Uns mag es zunächst verwunderlich erscheinen, daß man auch in nebensächlichen Stellen tiefe Bedeutungen herauszulesen versuchte. Indessen man kann solchen Bemühungen nicht gerecht werden, wenn man sie nur als Verirrungen des menschlichen Geistes und als eine kulturgeschichtliche Kuriosität auffaßt.

Der alte Text, der Ausgangspunkt weitester Erörterungen wird, gibt eben Gelegenheit, um Gedanken, welche die mit der Abfassung der Kommentare beschäftigten Gelehrten bewegten, zum Ausdruck zu bringen. Die Texte sind in dem oben erörterten Sinne „bedeutungsvoll“ dadurch, daß sie zu Trägern von Bedeutungen werden, die der Deutende ihnen verleiht, und deren er sich an ihnen bewußt wird.

Ganz im Dienste einer Deutungskunst standen im alten Ägypten auch Kalender und Astronomie. Man orientierte sich dabei am Sternenhimmel auf eine höchst seltsame Weise. Man dachte sich nämlich, daß eine aufrechte menschliche Figur unter der Mitte des Himmels sitze, deren Scheitel unter dem Zenit stehe. Die Sterne, die sich also dem Zenit nähern, befinden sich über einem der Körperteile dieser imaginierten Figur. Diese Stellung ist es nun, die in einigen uns erhaltenen Sternlisten verzeichnet ist. Diese Listen führte man wohl — ähnliches fanden wir in Babylon — zu augurischen Zwecken.

Auch der Kalender war ein Werkzeug priesterlicher Deutungskunst. Die in ihm verzeichneten Tage werden ähnlich wie in Mexiko als günstig oder ungünstig gedeutet, je nachdem an ihnen ein segensreiches oder unheilvolles mythologisches Ereignis stattgehabt hat. Als glücklich gilt z. B. ein Tag, an dem der Himmel aufgerichtet wurde; schlimme Tage gab es bedeutend weniger als gute, auch unterschied man verschiedene Grade des Unheiles. Neben ganz unglücklichen gibt es auch solche, die aus Gut und Böse gemischt sind, je nach der Tageszeit. An gewissen Tagen ist es verboten zu musizieren, an anderen Fisch zu essen. Wie wichtig diese Lehren dem alten Ägypter galten, beweist, daß uns manche solcher Texte in der Form von Schulheften erhalten sind.

So weist der Bereich altägyptischer Wissenschaft eine ganze Reihe magischer Züge auf.

Ein gleiches gilt in hohem Maße auch noch für manche Zweige der chinesischen Wissenschaft.

In China finden wir zunächst Astrologie, dann Geomantik, die ihre Deutungen aus den äußeren Formen des Erdbodens, also von Bergen, Tälern, Flüssen usw. gewinnt. Weiter ist die Chronomantie, die sich hauptsächlich an das Zusammentreffen der kalendarischen Symbole knüpft, zu nennen. Vor allem aber ist auf das Schafgarbenorakel hinzuweisen, aus dem sich das System einer sehr seltsamen Kombinatorik entwickelt hat. Beim Schafgarbenorakel legte man fünfzig Stengelteile der Pflanze in bestimmter Weise zurecht, nahm damit gewisse Teilungen und Subtraktionen vor, die man sich als Entsprechungen und Gegenbilder von Himmel, Erde, Mensch, Jahreszeiten und Schaltmonaten dachte, und legte je nach den geraden oder ungeraden Resten geknickte oder ganze Stengelteile zu Trigrammen (dreifache Linienkombi-



Tafel XIII a. Sandgemälde der nordamerikanischen Hopi-Indianer, kultischen Zwecken dienend
(Nach Fewkes)



Tafel XIII b. Totemistische Zeremonie der australischen Warramunga vor einem Sandgemälde
(Nach Spencer und Gillen)



Tafel XIV. Maskentänzer bei den südamerikanischen Indianern (Aiarý), den Jaguar darstellend. Er brummt in den vorgehaltenen Topf hinein, um das dumpfe Gebüll des Raubtieres nachzuahmen

(Nach Koch-Grünberg)

nationen) zusammen, die später zu Hexagrammen (sechsfache Linienkombinationen) erweitert wurden. Ganze Stengel oder, als Zeichnung aufgefaßt, helle Linien, entsprachen den starken oder Himmelszahlen (1, 3, 5, 7, 9) geknickte (dunkle Linien) den schwachen oder Erdzahlen (2, 4, 6, 8, 10). Auf solcherart Orakel baut sich das sogenannte „Buch der Wandlungen“ (Yi-king) auf, eines der dunkelsten Bücher des chinesischen Schrifttums. Es zerfällt in vierundsechzig Kapitel, deren jedes einem von vierundsechzig Hexagrammen gewidmet ist. Die Hexagramme stellen gewisse Urschemata des Seins dar. Sie bestehen aus sechs parallelen Linien, die sich dadurch voneinander unterscheiden, daß eine oder mehrere Linien des Hexagrammes jeweils eine Unterbrechung haben. Hell und dunkel, ganze oder gebrochene Linien sind die Symbole für die beiden Fundamentalgewalten, die die unaufhörliche Wandlung des Weltalls bewirken. Die chinesischen Bezeichnungen lauten für sie Yang und Yin, die man als männliches, aktives, zeugendes Prinzip und weibliches, passives Prinzip zu übersetzen pflegt. Yang gilt auch als hart, fordernd, wirkend, Süden; Yin als weich, nachgiebig, ruhend, Norden. Oft wird Yang dem Guten, Yin dem Bösen gleichgesetzt. Im Winter ist das Yang vom Yin umschlossen, das in dieser Zeit seine höchste Wirksamkeit entfaltet. Im Frühjahr tritt das Yang wieder langsam hervor und erreicht seine größte Entfaltung über das Yin, um von da an langsam in diesem wieder aufzugehen. Genau der gleiche Vorgang spielt sich auch im Leben des Menschen ab. „Aus dem Yin hervorgegangen, bringt er das Yang in sich immer mehr zur Geltung, bis es nach Erreichen der vollen Daseinskraft allmählich seine Macht an das Yin abgibt, in dem der Greis endlich sein Leben beschließt.“ (Kern.) So ist dieser Wechsel im

Vorwalten des Yang oder Yin die Vorbedingung des Weltgeschehens. Die wichtigste Aufgabe des Menschen ist es nun, sich in dieses Netz von Wirkungen und Wirksamkeiten, die die Weltordnung bedeuten, einzufügen. Das kann er aber nur, indem er sie zu erforschen sucht. Der Erforschung dient die bis in ihre fernsten Ausläufer durchgebildete Wissenschaft von den beiden Grundkräften des Yin und Yang. In ihr ist vielleicht der Wissenschaftstypus der Deutungskunst und Bedeutungssystematik zur größten Ausbildung gelangt.

Anregungen für ihre Deutungen entnahmen die Chinesen auch den Figuren, die sich auf dem Rückenpanzer der Schildkröte finden. Die vierundzwanzig Randplatten wurden dabei wohl mit den Monaten in Verbindung gebracht, während die kleine fünfundzwanzigste, die oben am Nacken sitzt, dem Schälmonate entsprach. „Die fünf Mittelschilder konnte man auf die fünf Planeten deuten, die acht Seitenplatten auf die acht Richtungen der Windrose.“

Auf vergleichbare Formen und Bräuche scheinen auch manche Zweige der indischen Wissenschaft hinzuweisen. „Die indische Wissenschaft hat in fast allen Disziplinen ihren Ursprung teils in der Erklärung (Deutung) des Veda, teils im Opferritual“ (Stübe). — „Aus dem Vedastudium sind schon früh die Disziplinen der Grammatik, Rhetorik, Metrik und Etymologie erwachsen.“ Das Opfer wurde in der indischen Auffassung und Deutung zum Abbilde des Weltgeschehens überhaupt. Um das Opfer recht verrichten zu können, brauchte man Wissen. So kam es zu einer hohen Schätzung des Wissens unter den Priestern. Diese erhöhte sich noch dadurch, daß zu dem Wissen um die Regeln das Wissen um die Bedeutung des Opfers kam. War vorher das Werk, die Opferhandlung und überhaupt die Handlung, die Hauptsache

gewesen, so gewann später das Wissen um so mehr die Oberhand, als die Opferhandlung an Bedeutung verlor. So entstanden die tiefsten Deutungen insbesondere des Feueropfers. Es zeigt sich wieder, daß ein an sich geringfügiger Vorgang die tiefsten Erkenntnisse vermitteln kann. „Wenn der Feuerpriester so in der ahnungsvollen Stille des Morgengrauens die weihevollen Handlung vornahm, stiegen allerlei Bilder und Gedanken in seiner Seele auf. Überall sah er die Offenbarung der geheimnisvollen Macht des Feuers: in der Sonne, im Blitz, in der Mutter Erde, in den Pflanzen, den Tieren, auch in seinem Körper. War nicht dieses Feuer dann aller Dinge Wesen? So wurde der Feuerpriester zum Philosophen und Mystiker.“ (Hauer.) —

Endlich ist auch in der mittelalterlichen jüdischen Mystik der sogenannten Kabbala eine tiefsinnige Deutungskunst entwickelt worden, und zwar auf der Grundlage von altorientalischen Überlieferungen.

Charakteristisch ist für sie vor allem die Buchstaben-
deutung. Den Buchstaben des Alphabetes werden Zahlen zugeweiht. Durch diese Zuordnung erhält jedes Wort einen Zahlwert. Es werden nun mitunter Worte durch Worte gleichen Zahlenwertes ersetzt und an diese Austauschbarkeit allerlei tiefsinnige Spekulationen geknüpft. Auch werden die Buchstaben eines Wortes als Anfangsbuchstaben der Worte eines herauszufindenden bedeutungsvollen Satzes aufgefaßt, oder es werden die Buchstaben eines wichtigen Wortes miteinander vertauscht und aus dem Sinn des neuen Wortes Erläuterungen für das ursprüngliche Wort gewonnen. Es ist bezeichnend, daß man nach Ansicht der Kabbalisten nur durch intensive Andacht bei der Ausübung religiöser Ge-

bräuche, durch andauernde Vertiefung in das heilige Buch des Sohar, sowie durch aufmerksames Rezitieren gewisser kabbalistischer Formeln, zumal Gebete, verbunden mit selbstvergessener Meditation und frommen Bußwerken jene überirdische Seelenkraft und Vollkommenheit erlangen kann, welche dazu befähigt, jene tiefsinnigen Deutungen auszuführen.

So finden wir im alten Mexiko, in Ägypten, Babylon, China, Indien, in der mittelalterlichen jüdischen Mystik die Wissenschaft ursprünglich überall entwickelt als Deutungskunst, die in gehaltreichen Auslegungen von an sich verhältnismäßig unbedeutenden, geringfügigen Gegenständen, Vorgängen usw. einen tiefen Sinn zum Ausdruck bringt. Es wird dabei keinerlei Rücksicht genommen auf die rein dingliche Eigenart und Beschaffenheit des Gegenstandes oder Vorganges, der Anlaß zu den Auslegungen wird. Das in solchen Auslegungen enthaltene Wissen wird bereits in einen systematischen Zusammenhang gebracht. Wir haben hier also die Systematik einer prälogischen Wissenschaft vor uns. Die Kluft zwischen ihrer Erkenntnisweise und der unserer Wissenschaft ist eine außerordentliche. Für uns ist, wie Hobbes, der erste europäische Logiker, sagt, „Denken ein Rechnen in Worten“, und für uns steht der Gegenstand oder Vorgang als solcher im Vordergrund des Interesses. Unser Ziel ist die wirklichkeitsgemäße Erklärung des Gegenstandes oder Vorganges aus seinen Bedingungen. Die Ahnungen von tiefen Bedeutungen prägen sich bei uns vornehmlich in Werken der Dichtung und Kunst aus. Die Wissenschaft der primitiven und noch der orientalischen Völker ist die Ordnung von in der Form von Symbolen geschauten Bedeutungen. So erscheint bei diesem letztgenannten Wissenschaftstypus das

Ziel künstlerischen Gestaltens mit dem Ziele wissenschaftlichen Betrachtens noch zu organischer Einheit verbunden.

Aus diesem Gegensatz erweist sich, daß es zweierlei Wege gibt, das Welterlebnis zu gestalten, einmal von dem Befunde der Gegenstände aus, ein andermal von den Bedeutungen aus, die wir in uns tragen; einmal wird gefragt, was das Wesen und die Beschaffenheit und Bedingung alles irgendwie sich uns als objektiv Darbietenden ist, ein anderes Mal werden die Gegenstände, Vorgänge und Erscheinungen als Gegenbild und Ausdruck gebraucht für die Bedeutungen, die der Mensch in sich trägt und die für ihn die Welt „bedeuten“. So weiß der „Abergläubische mehr vom Sinn der Welt als alle anderen Wesen, denn die Welt ist für ihn immer eine Welt des Sinnes. Alles hat für ihn Gestalt, was schadet es, daß er den Formen eine Form gibt, die dir und mir gar nicht gefällt?“ (Leo Mathias.)

Der in Rede stehende Gegensatz kann auch in folgender Weise charakterisiert werden: Einmal finden wir den „Phantasiemenschen, der die Kraft des Vor-Bildens hat, d. h. der in seinen Werken etwas schafft, was das Leben, die Zukunft gestalten soll“ (Julius Hart), zum anderen finden wir den „Nach-Denkenden, der immer nur das, was schon geworden ist, in ein System bringt“. —

Das Recht

(Gewohnheitsrecht und Gesetzesrecht)

Bei Mensch und Tier kann eine Betätigungsweise, die sich zur Befriedigung irgendwelchen Bedürfnisses als geeignet und förderlich erweist, zur Gewohnheit werden. Diese gewohnheitsmäßige Betätigung kann sich nun in zweifacher Weise entwickeln. Einmal kann sie mechanisiert, automatisiert werden und schließlich dadurch zu einer instinktmäßig ausgeführten Äußerung herabsinken. Im zweiten Falle kann sie zur bewußten Übung werden, der auch das Bewußtsein der Gewohnheit, und dabei auch das Bewußtsein, daß auch die Gruppengenossen die gleiche Gewohnheit haben, eigen ist. Wir haben dann den Brauch vor uns. Bei der Sitte kommt dann das Bewußtsein hinzu: „es soll so sein“. Im Laufe der Zeiten lösen sich dann aus der anfangs religiös gefärbten Sitte: Recht und Sittlichkeit als selbständige Normengruppen ab, denn in der Welt der sozialen Erscheinungen herrscht ähnlich wie in der Biologie ein Gesetz der fortschreitenden Differenzierung.

Das Recht, definiert als die Gesamtheit derjenigen Bestimmtheiten, die das äußere Verhalten der Menschen regeln, ist in frühen Kulturstufen ein Gewohnheitsrecht. Aus ihm entwickelt sich dann das zu gesetzlicher Formulierung ausgeprägte, für rechtliche Amtshandlungen, die von den speziell dafür Ernannten ausgeübt werden, maßgebliche Gesetzesrecht.

Dabei zeigt sich: „Der Kulturmensch ist Denkmensch, der Naturmensch aber Sinnenmensch.“ (Sternberg.) Der letztere denkt nicht, sondern gestaltet in anschaulich-bildhaften Symbolen. Die Form, die als durch die Tradition geheiligt gilt, ist darum für die primitive Rechtshandlung von größter Bedeutung. Jede Prozedur vollzieht sich nach strengen Regeln. „Alle jungen Rechte sind dergestalt im Formalismus befangen.“ Vor der Sorgsamkeit, die überlieferte Form innezuhalten, tritt die eigentlich abwägende, entscheidende Funktion zurück.

Die in Streitfällen zur Regelung angewandten Rechtsmittel sind dementsprechend außerordentlich verschieden von den unserigen. Ein Streitfall wird noch nicht nach dem ihm zugrunde liegenden Tatbestande objektiv geprüft und entschieden. Es werden nicht einmal immer besondere Anstrengungen gemacht, um den Tatbestand als solchen eindeutig festzustellen.

In Guinea — ähnliches findet man bei zahlreichen anderen afrikanischen Völkern — dienen Zauberriten, wie sie auch sonst vielfach angewandt werden, um Verborgenes kundzumachen, zur Feststellung des Schuldigen. Man träufelt z. B. etwas Saft eines gewissen Krautes in die Augen des Verdächtigen. Wenn diese Prozedur Entzündung hervorruft, ist der Betreffende schuldig, sonst geht er frei aus. Oder auch der mit der Entscheidung beauftragte Priester nimmt ein Stück glühendes Kupfer und bestreicht damit dreimal die Zunge des Verdächtigen. Erzeugt das Brandwunden, so ist das ein Zeugnis seiner Untat, wenn nicht, kann er unbehelligt seines Weges gehen. Vergleichbare Bräuche finden wir aber bei den Bewohnern Neuguineas, Australiens, südamerikanischen Indianern nicht, sie sind erst in Übung bei Völkern, die eine gewisse festere Form der politischen Or-

ganisation geschaffen haben. Statt dessen finden wir eine Art von Sühnebräuchen, die als die Vorstufe zu den eigentlichen Ordalen (Gottesurteilen, Gottesproben) aufzufassen sind. Wenn ein Angehöriger des südaustralischen Stammes der Tatiara einer Untat bezichtigt wird, muß er sich den Speerwürfen seiner Genossen darbiehen. Geht er aus dieser Prüfung unversehrt hervor, so gilt er gleichzeitig auch als entschuldigt. Ebenso heißt es von Indianern in einer Quelle: „Die Priester nordamerikanischer Indianer zerschabten einem Sünder oder gegen die Gesetze fehlenden Verbrecher mit scharfen Muscheln die Brust, um die erzürnte Gottheit zu versöhnen und die drohende Rache abzuwenden.“ (Ardair.) Wie man erkennt, dient in diesen Fällen der Brauch noch nicht der Feststellung der Schuld, sondern vielmehr der Beschwichtigung übersinnlicher Mächte, welche über die Tat erzürnt sein und Unheil stiften könnten. Der Primitive faßt den Rechtsfall nicht nur als menschlichen Konflikt auf, die begangene Tat gilt weniger als Verbrechen im eigentlichen Sinne, denn als Sünde; als Sünde aber bedarf sie zu ihrer Tilgung anderer Mittel, als sie als Verbrechen nötig macht, für dessen Sühnung das Urteil eines nach menschlichen Satzungen abwägenden Richters ausreicht. Dabei muß auch beachtet werden, daß die Sühnebräuche noch mit einer Anzahl von Nebenumständen verbunden sind. In ihrer Ausführung befriedigen sich gleichzeitig das Ausdrucksbedürfnis sowie spielerische Neigungen. Das zeigt der Aufwand an Gepränge, der aus ihrem Anlasse vielfach dargeboten wird. Solche zeremoniellen, repräsentativen Nebenmomente können während des Verlaufes der Rechtshandlung in außerordentlichem Maße in den Vordergrund treten und für den Ausgang der ganzen Veranstaltungen entscheidend werden.

Wie stark Nebenmomente, noch in verhältnismäßig später Zeit, sogar die Fassung des Rechtes beeinflussen, erweist die altniederdeutsche und besonders altfriesische Rechtsprache. In ihr finden wir außer Stabreim, Endreim auch einen außerordentlichen Reichtum an bildhaften poetischen Ausdrücken, in die sich die Töne wahrer Lyrik einmischen. Hier zeigt sich, wie wenig scharf noch auf relativ später Stufe künstlerisch-dichterischer Ausdruck von anderen sprachlichen Äußerungen getrennt ist. Eine berühmte Stelle solcher Art aus dem friesischen Landrecht sei hier nach Borchling mitgeteilt. Es ist darin von den drei Nöten des vaterlosen Kindes die Rede: „Die dritte Not ist die: wo das Kind ist stocknackt oder hauslos, und dann die nebeldüstere Nacht und der notkalte Winter über die Zäune steigt, so fährt jedermann in seinen Hof und in sein Haus, und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schlupfwinkel, wo es sein Leben retten könne, dann weint das minderjährige Kind und beschreit seine nackenden Glieder und seine Hauslosigkeit und seinen Vater, der ihm helfen sollte wider den kalten Winter und wider den heißen Hunger, daß er so tief und so dunkel liegt mit den vier Notnägeln unter Eiche und Erde beschlagen und bedeckt. Hierum darf die Mutter ihres Kindes Erbe versetzen und verkaufen, weil sie die Fürsorge und die Pflicht für das Kind hat, solange es minderjährig ist.“

So bietet das Rechtsleben ursprünglich ein von dem unserigen in mannigfacher Weise abweichendes Bild. Aufgabe und Mittel, Sinn und Form des Rechtes sind von den unserigen grundverschieden. Auf der einen Seite finden wir Gewohnheitsrecht und zeremoniell-symbolische Sühnehandlungen, auf der anderen Seite Gesetzesrecht und richterliche Entscheidungen mit ihren entsprechenden Maßnahmen.

Das Zählen

Für die von der unserigen abweichende Auffassung primitiver Menschen von Mengen und Maßen ist eine Nachricht über amerikanische Eingeborene bezeichnend. Indianer, die einem Jagdfolge angehörten, vermochten, so heißt es, nicht die Zahl einer Meute abzuzählen und anzugeben, es entging ihnen aber nie, wenn auch nur ein Tier fehlte. Die Vielheit von Gegenständen wird eben noch nicht im Sinne einer zahlenmäßig nennbaren Menge als etwas Abstraktes aufgefaßt, sondern als eine ganz konkrete, sichtbar in Erscheinung tretende Anordnung oder Gruppierung. Von reinen Zahlen finden wir bei den primitivsten Völkern nur die niedrigen ausgebildet. Die Australier und ähnlich die südamerikanischen Bakaïri drücken „vier“ und sogar schon „drei“ durch Zusammensetzung niedriger Zahlen aus, die „vier“ als „zwei-zwei“ (d. h. zwei und zwei), die „drei“ als „zwei-eins“ (d. h. zwei und eins). Von den Botokuden teilt Ehrenreich mit: „Die Zählkunst der Botokuden ist so unentwickelt wie möglich. Wie die meisten ‚Wilden‘ besitzen auch sie Fingernumeralien, aber nur für ‚eins‘ und ‚zwei‘, nämlich ‚pogik‘ = ‚ein Finger‘ und ‚kripo‘ = ‚doppelter Finger‘ . . . Was über ‚zwei‘ hinausgeht ist ‚uruhu‘ = viel. Kommt es auf genauere Zahlen bis zehn an, so werden einfach die Finger zu Hilfe genommen. Um zu sagen: ‚Ich reise

fünf Tage' wiederholte mir ein Mann fünfmal mit nacheinander erhobenen Fingern das Wort ,tempran' = ,Morgen'. — Dabei ist zu erinnern, daß diese mangelnde Ausbildung von Zahlbegriffen keineswegs einer intellektuellen ,Minderwertigkeit' zuzuschreiben ist. Die Botokuden haben eben, wie Karl von den Steinen sagt, „keinen Viehstand, dessen Stückzahl zu überwachen wäre, sie haben keinen Handel mit Waren, die gezählt oder auf eine Werteinheit bezogen werden müßten, sie haben sich nur hie und da über Personenzahl, über die Zahl der Tiere, denen sie begegnet sind, die sie erlegt haben, über die Bäume, die sie fällen, und was es von ähnlicher Arbeit im Haushalt und alltäglichen Leben mehr gibt, zu verständigen, wobei ihre Zahlwörter ausreichen oder mit anderen Ausdrucksmitteln in Wort und Gebärde eine unbestimmte Vielheit angegeben werden kann“.

In konsequenter Fortführung der Bildung von Zahlen mit Hilfe der Zusammensetzungsmethode finden wir bei den Bakaïri „fünf“ ausgedrückt als „zwei und zwei und eins“, „sechs“ als „zwei und zwei und zwei“! In Neuguinea wird „sieben“ als „zwei und zwei und zwei und eins“, „acht“ als „zwei und zwei und zwei und zwei“ ausgedrückt. Eine andere Methode wenden, so zitiert Eisenstädter, die Toba Argentinens an. Statt der Addition wird die Multiplikation vorgenommen. Man sagt statt „sechs“ nicht „zwei und zwei und zwei“, sondern „zwei mal drei“ und für „sieben“ „zwei mal drei und eins“. Ebenso wird „acht“ durch „zwei mal vier“, „neun“ durch „zwei mal vier und eins“, „zehn“ durch „zwei und — zwei mal vier“ gebildet.

Als eine wesentlich höhere Zählungsmethode hat die quinäre zu gelten. Bei ihr ist „fünf“, die Zahl der Finger einer Hand, der Ausgangspunkt zur Bildung umfassenderer

Vielheitsbegriffe. Bezeichnenderweise bedeutet das Wort für „Hand“ in vielen Sprachen auch gleichzeitig „fünf“. — „Zehn“ heißt dann einfach „beide Hände“, „zwanzig“ „Hände und Füße“ oder „Mensch“. Das Wort für „zwanzig“ ist noch verwandt mit dem für Mann bei den hochkultivierten Maya-Stämmen Yucatans, die sogar schon ein besonderes Zahlwort für vierundsechzig Millionen (alau) hatten und auch zu der sonst nur noch einmal auf der Erde (von den Indern) gemachten Erfindung der „Null“ fortgeschritten waren.

„Sechs“ heißt bei den Tamanaken des Orinoco in sinnreicher Bezeichnung in quinärer Auffassung „einer von der anderen Hand“. „Elf“ heißt „einer zu dem Fuß“, „einundzwanzig“ heißt „einer zu den Füßen des anderen Indianers“.

Die vigesimale und dekadische Zählmethode, bei der zwanzig oder zehn als bevorzugte Zahlen, als Ausgangspunkte für Mengenangaben gelten, sind schon in der quinären Zählmethode enthalten. Die vigesimale ist zu außerordentlicher Vollkommenheit von den bereits erwähnten Maya-Indianern Yukatans gebracht worden. Hier wie bei den verwandten Kulturen der Azteken finden wir auch Zahlzeichen. Bei den Azteken wird eins bis neunzehn durch Punkte, zwanzig durch ein Fähnchen, vierhundert durch ein Bündel, achttausend durch eine Tasche ausgedrückt und die Zwischenzahlen durch entsprechende Kombination. Die Maya hatten ein etwas vollkommeneres Zahlensystem. Eins bis vier wurde durch Punkte, fünf durch einen Strich angegeben; auf diese Weise wurden die Zahlen eins bis neunzehn geschrieben. Zur Schreibung höherer Zahlen wurde ein Verfahren angewandt, von dem auch wir in ähnlicher Weise Gebrauch machen: das der Position. Wir vermehren eine Zahl um das Zehnfache durch Anfügung einer Ziffer an der rechten

Seite. Die Maya nun vermehrten eine Zahl um das Zwanzigfache durch Anfügung einer Ziffer oben. Dabei besteht mit Rücksicht auf ihren Kalender, der die Bevorzugung der dreihundertsechzig erheischt, die Ausnahme, daß die Einheiten dritter Ordnung nicht mit 20 mal 20, sondern merkwürdigerweise mit 20 mal 18 (= 360) gebildet werden. Erwähnenswert ist endlich noch das Nullzeichen, das die Gestalt eines leeren Schneckengehäuses (nach anderer Deutung eines geschlossenen Auges) hatte, sowie auch, daß es auf Monumenten ganz andersartige Zahlzeichen als die erwähnten, insbesondere für niedrige Zahlen, gab. Diese wurden nämlich gelegentlich durch in Profil abgebildete Gesichter dargestellt, die durch verschiedenen Schmuck und besondere Züge voneinander abweichen. —

Die Heiligkeit bzw. glückliche oder unglückliche Bedeutung von Zahlen, die wir bei so verschiedenen Völkern finden, kann zweierlei Gründe haben. Einmal einen konkretgegenständlichen. Die Drei ist z. B. in Mexiko Zahl des Feuergottes, weil „drei“ die Zahl der Herdsteine ist. Dann sind aber auch subjektive Gründe in Betracht zu ziehen. Bestimmte Zahlen sind als Maß für die Rhythmen bestimmter psychischer oder physischer Abläufe charakteristisch, das gibt ihnen einen bestimmten Qualitätscharakter, der jeweils in der Wertung der Zahlen als glücklich, unglücklich usw. zum Ausdruck kommt. Diese Beziehungen sind indessen wenig erforscht und bedürfen noch zu ihrer endgültigen Klärung eingehender Untersuchungen.

Die Epik

Als die primitivsten Formen der epischen Kunst sind wohl Erzählungen aufzufassen, wie sie sich die Australier abends vielfach vortragen. Da wird von den Taten früherer Helden berichtet, und von Geistern, fabelhaften Tieren, riesigen Schlangen usw. Manche Mythen scheinen bei primitiven Völkern, z. B. bei den Marindanim in Holländisch-Südneuginea nur in der Form von kultischen Tänzen weiterzuleben und überliefert zu werden. Bei ihnen ist also Epik und Dramatik noch nicht geschieden. Ähnliche Erzählungen wie bei den Australiern finden wir auch bei nordamerikanischen Indianern, die sich die langen Winterabende damit verkürzen. Der Schnee, der dann die Erde bedeckt, treibt auch die Geister, die sonst überall ihr Wesen treiben, in ihr Versteck; vom Frost betäubt, überlassen sie sich dann dem Schläfe, und es ist ungefährlich, ihren Namen zu nennen und über sie zu lachen. Einige solcher indianischer Erzählungen sind bereits moralisierenden Inhalts. In einer Erzählung gibt das Haupt der Familie der Falken, dessen Verwandter das Unglück hat, einen Flügel zu zerbrechen, ein großes Beispiel von brüderlicher Liebe durch eine Reihe von Opfern, die er bringt, und durch kluges Benehmen während einer langen Zeit des Mangels. Ehe die Weiber auf der Welt entstanden, heißt es in einer anderen Sage, waren die Männer alle aus Ton gefertigt und hatten lange Schwänze. Da sie sich aber höchst

übermütig und unziemlich aufführten, nahm ihnen der große Geist diese und gab ihnen zur Plage die Weiber.

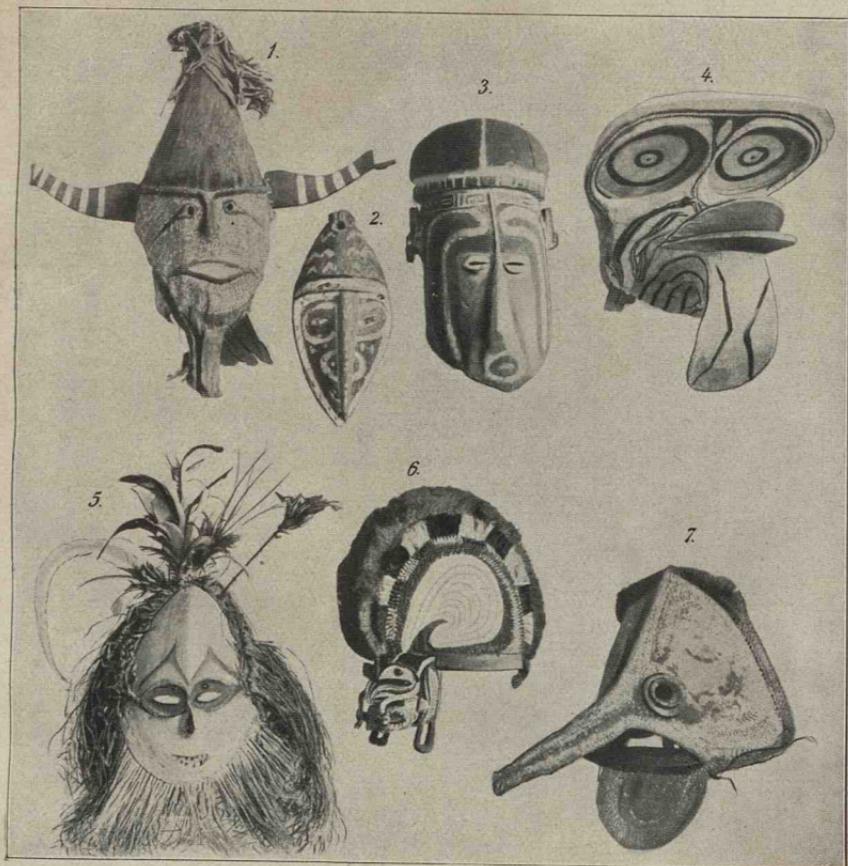
Zu besonderer Ausbildung ist die Erzählungskunst namentlich bei Völkern der Südsee gelangt. Es gehören dazu jene uralten mythologischen Gedichte, welche auf allen polynesischen Inselgruppen verbreitet, zum Teil in so altertümlicher Sprache abgefaßt waren, daß sie nur von den Priestern völlig und kaum von diesen verstanden wurden. Der Inhalt betraf u. a. die Erschaffung der Welt, der Menschen, die ältesten Taten der Götter, ihre Kämpfe, die Einrichtungen, welche sie auf der neubevölkerten Erde schufen usw. In einem tahitianischen Texte heißt es:

Taaroa ist sein (des Gottes) Name.
In dem Unendlichen
War nicht Land, nicht Himmel.
Ruft Taaroa oben
Verwandelt er sich selbst
in das All.
Der Baumwipfel ist Taaroa
Der Felsen ist Taaroa
Taaroa ist der Sand.
Taaroa breitet seinen Namen aus.
Taaroa ist der Tag,
Taaroa ist die Erde,
Taaroa ist der Keim,
Taaroa ist der Grund,
Taaroa ist unvergänglich,
Taaroa ist weise.
Er brachte hervor das Land Hawaii,
Hawaii groß und geheiligt,
Den Körper Taaroas.
Er erzeugte die Erde . . .

An solche mythologischen Hymnen schließen sich dann vielfach echt epische Gesänge an, welche die Taten der Ahnen zum Inhalt haben. Sie gehen häufig in prosaische Erzählungen über, wie man sie sich noch heute in Polynesien erzählt.

Die Wertschätzung, der sich solche Gesänge und Erzählungen erfreuen, ist eine sehr große. In den Gesprächen der Eingeborenen kommen häufig Anspielungen darauf, sowie sprichwörtliche Redensarten, die aus ihnen genommen sind, vor, und gar nicht selten auch führt man Stellen aus ihnen bei strittigen Fragen als Beweis an, die sofort als entscheidend und beweiskräftig anerkannt werden. Neben diesen ernsten Erzählungen pflegen die Polynesier sich auch durch Erzählungen die Zeit zu verkürzen, die oft, aus dem Stegreif vorgetragen, Ernstes, Schreckliches oder Komisches vorbringen. Gute Erzähler solcher Geschichten sind sehr beliebt und daher sehr gesucht.

In Afrika z. B. bei den Ewe, Tshi, Ga findet man ebenfalls einen unerschöpflichen Schatz von Erzählungen, insbesondere von Tiermärchen, neben denen alle anderen Gattungen der erzählenden Prosa stark zurücktreten. Die Prosadichtung der Kpelle Liberias — so berichtet Westermann — beschränkt sich aber keineswegs auf Märchen allein, sondern besitzt eine Menge Erzählungen aus Familie und Gesellschaft. Sie betreffen z. B. das Eheleben besonders nach seinen schlimmen Seiten, die Untreue der Frauen, lächerliche Eifersucht der Männer, die trotzdem hintergangen werden; alles ist entweder freie Erfindung oder Bericht von tatsächlichen, wenn auch ausgeschmückten Begebenheiten, manchmal in dem schonungslosen, gelegentlich an Selbstironie grenzenden Realismus, in der wirklich humorvollen Darstellung und streng zusammenhängenden Ausführung, in den Anfängen einer Charakterschilderung fast schon ans Novellenhafte streifend.



Tafel XV. Melanesische Tanzmasken
(Lindenmuseum, Stuttgart)



Tafel XVI. Ozeanische Tanzmasken. Sulkastamm.
Südostküste Neupommerns
(Nach Parkinson)

Die Märchen der Kpelle bewegen sich in einer Wunderwelt, in der eine Grenze zwischen Wirklichkeit und Einbildung nicht vorhanden ist: alles ist gleich möglich und gleich wirklich.

Die Frage, ob die in den Dichtungen berichteten Vorgänge Wirklichkeit sind, beantwortet der Eingeborene ganz in unserem Sinne: sie sind ihm teils entweder ganz freie oder an bestimmte Erlebnisse sich anlehrende Erfindungen, teils wirkliche Ereignisse. Bei den mythischen Märchen ist die Antwort nicht so gleichartig; von Frauen und Kindern werden wohl alle als wirklich oder doch als möglich angesehen. Erwachsene Männer mögen dem Europäer gegenüber einen Zweifel ausdrücken; es ist indessen fraglich, ob dieser echt ist. Die Erzählungsform hat manches Stereotype. Im Kpelle hat fast jedes Märchen eine feststehende Eingangs- und Schlußformel. Auch in der eigentlichen Darstellung kommen manche feststehende Wendungen vor. —

Reich gegliederte Epen von strengem Bau sind erst das Erzeugnis relativ später Entwicklungsstufen. Ähnlich wie in primitiven Sprachen übergeordnete Sätze noch keine besondere Rolle spielen, die Satzteile in Nebenordnung aneinandergereiht werden, kommt es auch auf dem Gebiete der Erzählung erst spät zu Schöpfungen, deren geschlossener Form sich die einzelnen Teile, sinnvoll dienend, unterordnen.

Anhang

Was sind bodenständige und entlehnte Kulturen?

Häufig wird als Grundproblem der Völkerkunde die Herausarbeitung der Kulturbeziehungen bezeichnet. Dementsprechend nehmen Untersuchungen über Entlehnung und Übertragungen von Kulturgütern in der völkerkundlichen Forschung einen hervorragenden Platz ein. Vielfach wird indessen bei der Erörterung dieser Fragen den psychologischen Momenten nicht genügend Rechnung getragen. — Was ist zunächst eine Kultur? Eine Kultur ist eine menschliche Lebensgemeinschaft, deren Angehörige durch einen charakteristischen Stil, der allen ihren Lebensäußerungen aufgeprägt ist, ausgezeichnet sind. Die Werke einer Kultur tragen eigentümliche Züge, die sich auf allen Gebieten: Kunst, Wissenschaft, Religion, Wirtschaft, Technik, Staatsform erkennbar machen. Eine zweite Frage ist die nach dem Ursprung einer Kultur. Er beruht auf dem Erwachen einer Aktivität, eines schöpferischen Impulses, demzufolge keimhaft vorhandene Kulturbildungen zu reicher Ausgestaltung und Entwicklung kommen. Solche Impulse, denen das kulturelle Leben seine Entfaltung verdankt, sind in ihrem letzten Ursprung etwas durchaus Dunkles, Rätselhaftes. Man darf nicht von vornherein voraussetzen, daß in einem Volke, das Kultur-

güter von einem anderen entwickelteren erhalten kann, weil es in dessen Einflußzone gelegen ist, nun ohne weiteres der kulturelle Impuls erwache. In einigen Völkern erwacht ein Impuls, in anderen aber nicht. Die einen entwickeln sich zu einer gestaltenreichen Blüte, die anderen verharren in einer Gestaltenarmut, obwohl ihnen dieselben Güter durch Entlehnung durchaus zugänglich wären. Über die Gründe der Verschiedenartigkeit ist es sehr schwer, etwas Allgemeingültiges zu sagen. Gunst und Ungunst der Länder, dann Begabung und Anlagen wirken sicherlich mit. Jedenfalls wird man sich bei der Erörterung einschlägiger Fragen stets zu vergegenwärtigen haben, daß der Ursprung einer Kultur seinem Wesen nach nie dem Ursprunge der Summe von entlehnten Kulturgütern gleichgesetzt werden darf.

Das Wesentliche einer Kultur, das sie Auszeichnende, Unterscheidende ist ihr Stil, die Formensprache, in der sie sich auf allen Gebieten verwirklicht. Der Stilgebung sind sowohl entlehnte als auch nicht entlehnte Kulturgüter unterworfen. Das Hauptproblem der Kulturforschung ist deshalb auch nicht die Herausarbeitung der Kulturbeziehungen, sondern die Zurückführung der in den mannigfaltigen Kulturwerken sich äußernden Kultureigenart auf eine besondere Richtung des Lebenswillens, die Aufzeigung einer Kultur tendenz, welche Lebensgestalt, Lebensform, Lebensstil, ja die Auswahl der zu entlehrenden Kulturgüter bestimmt.

Was nun die Entlehnung von Kulturgütern anbetrifft, so stehen wir in dem Falle, daß eine Entlehnung wirklich einwandfrei festgestellt wurde, ganz allgemein vor den Fragen: Warum wurde das eine Kulturgut entlehnt, warum das andere, ebenso leicht erreichbare, nicht; oder auch: warum entlehnte dieses Volk diese, jenes Volk jene Güter. Schließ-

lich drängt sich auch die Frage auf, wie ist es zu erklären, daß das übernommene Kulturgut so starke oder so geringe Umformungen, Umdeutungen bei seiner Übernahme erlitt. Da zeigt sich nun, daß die verschiedenen Kulturgüter völlig verschiedene Verbreitungsmöglichkeiten haben, daß 1. technisch-wirtschaftliche Kulturgüter (Waffen, Geräte), 2. Sprachen, 3. geistige Kulturgüter wie Mythen, Weltanschauungen, 4. soziale Formen (gesellschaftliche Gliederungen) in ganz verschiedenem Maße übertragbar sind. Hinzu kommt, daß die Völker nicht Einflüsse passiv über sich ergehen lassen, sondern Kulturgüter übernehmen oder ablehnen, je nach Neigung, Anlage und Bedürfen. Die Übernahme, dieses aktive Ergreifen eines Kulturgutes, ist dabei ein durchaus schöpferischer Prozeß. Das übernommene Kulturgut wird dem Lebensstile der übernehmenden Gemeinschaft eingeordnet. Diese Aneignung ist zumeist mit so vielen Umformungen verbunden, daß die Aufnahme des Gutes als Leistung einer Eigenschöpfung sehr nahe kommt.

Zusammenfassend können wir sagen:

1. Alle kulturwissenschaftliche Arbeit, geschehe sie in dem engen Rahmen der Ethnographie, der Erforschung eines einzelnen Volksstammes, oder in den umfassenderen Grenzen der Ethnologie oder allgemeinen Völkerkunde, führt auf ein psychologisches Problem. Das Verstehen einer anders gearteten Kultur ist ohne eine entsprechende Seelenkenntnis oder Psychologie nicht möglich.

2. Die Frage nach dem Ursprung einer Kultur ist nicht der Frage nach dem Ursprung jener Kulturelemente, die ihren Bestand ausmachen, gleichzusetzen.

3. Das Hauptproblem der Kulturforschung ist nicht die Feststellung der Kulturbeziehungen, sondern die Zurück-

führung der in den mannigfaltigen Kulturwerken sich äussernden Kultureigenart auf eine besondere Richtung des Lebenswillens, eine Kulturtendenz, von welcher auch abhängig ist, welche Kulturgüter entlehnt werden. (Als Beispiel für die dritte These sei eine Stelle aus Spenglers „Untergang des Abendlandes“ über das alte Ägypten angeführt, die, ohne daß wir hier die Richtigkeit derselben nachprüfen wollen, doch dazu dienen kann, das, was wir meinen, zu illustrieren: „Das ägyptische Dasein ist das eines Wanderers, die gesamte Formensprache seiner Kultur dient der Versinnlichung dieses einen Motives. Sein Ursymbol läßt sich, neben dem Raum des Nordens und dem Körper der Antike durch das Wort Weg am ehesten fühlbar machen . . . Dieser Aspekt ist es, den die Pharaonenkunst von ihrer Geburt bis zu ihrem Erlöschen verwirklichen wollte.“) —

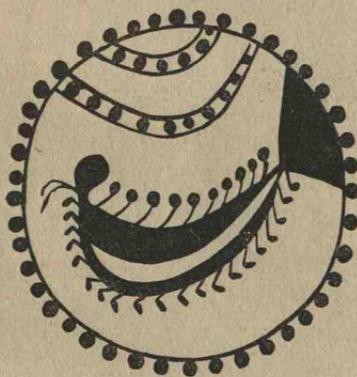
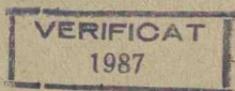


Abb. 15. Bodenmuster einer Tonschale
südamerikanischer Indianer (Rio Issana)
(Nach Koch-Grünberg)



Werke und Abhandlungen von Dr. Theodor-Wilhelm Danzel

1. Magisches und mitteilendes Zeichnen. Globus, Bd. 98, Nr. 23. 1910.
2. Die Anfänge der Schrift (mit 40 Tafeln). Leipzig 1912.
3. Prinzipien und Methoden der Entwicklungspsychologie, Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte von Kultur und Gesellschaft. Berlin 1921.
(Abderhaldens Handbuch der biolog. Arbeitsmethoden, Lieferung 46.)
4. Die psychologischen Grundlagen der Mythologie. Archiv für Religionswissenschaft. 1922/23.
5. Die psychologische Bedeutung magischer Bräuche. Psychologische Forschung, 1922.
6. Babylon und Altmexico, Gleiches und Gegensätzliches. (El Mexico Antiguo, Rev. Intern. 1921.)
7. Anwendung des völkerpsychologischen Gesetzes vom subjektiv-objektiven Parallelismus zur Deutung von Mythen und Bräuchen im alten Mexico. (El Mexico Antiguo, Rev. Intern. 1922.)
8. Mexico I; Textteil: Grundzüge der altmexikanischen Geisteskultur. Bildteil: Altmexikanische Bilderschriften (67 Tafeln). Hagen und Darmstadt. 1922.
9. Mexico II; Textteil: Kultur und Leben im alten Mexico. Bildteil: Mexikanische Plastik (76 Tafeln). Hagen und Darmstadt. 1922.
10. Sagen und Legenden der Südseeinsulaner (Polynesien). Hagen und Darmstadt 1923.

In Vorbereitung:

11. Grundzüge der allgemeinen Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Völkerpsychologie.
12. Mexico IV; Textteil: Mexikanische Kosmologie im Vergleiche mit der Kosmologie Babylons, Altägyptens, Chinas, Indiens. Bildteil: Mexikanische und mittelamerikanische Plastik.
13. Die Anfänge der Wissenschaft (Wirklichkeitserkenntnis und Deutungskunst).

Adam, Dr. L., **Hochasiatische Kunst.** 36 Tafelbilder. 53 Seiten Text. Bestes holzfreies Papier. Kartoniert 3,50, Halbleinenband 4,50, Liebhaberausgabe Halbperg. 12,—.

Burger, Dr. Fr., **Die Küsten- und Bergvölker der Gazellehalbinsel.** Ein Beitrag zur Völkerkunde von Neuguinea unter besonderer Hervorhebung rechtlicher und sozialer Einrichtungen. Mit 10 Tafeln, 2 Karten und 4 Abbildungen. 80 Seiten. Geh. 3,—.

Buschan, Dr. G., **Illustrierte Völkerkunde**
Band I: 20 Tafeln, 290 Abbildungen, 4 Völkerkarten und 686 Seiten. Lasch, Einführung in die vergleichende Völkerkunde; Dr. W. Krickeberg, Amerika; Dr. A. Haberlandt, Afrika; Literaturverzeichnis, Register. Halbleinenband 15,—. Ganzleinenband 17,—.

Band II: 49 Tafeln, 587 Abbildungen, 9 Völker- und Sprachenkarten und 1078 Seiten. Dr. G. Buschan, Australien und Ozeanien; Dr. A. Byhan, Nord-, Mittel- und Westasien; Dr. A. Haberlandt, Vorderindien; Prof. Dr. M. Haberlandt, Ostasien; Dr. Robert Heine-Geldern, Südostasien. Halbleinenband 25,—, Ganzleinenband 27,—.

Band III ist eine Völkerkunde Europas und der Mittelmeergebiete und erscheint 1924.

Eisenstädter, Dr. J., **Elementargedanke und Übertragungstheorie in der Völkerkunde.** VIII und 206 Seiten. Geh. 4,50.

Eickhoff, Dr. H., **Die Kultur der Pueblos in Arizona und New Mexico.** Mit 1 Karte. VIII und 78 Seiten. Geheftet 2,—.

Festschrift, **Ed. Hahn zum 60. Geburtstag,** dargebracht von Freunden und Schülern. 1 Titelbild, 1 Tafel, 1 Karte und 16 Abbildungen. XII und 368 Seiten. Geheftet 7,—.

Festschrift für **Ed. Seler.** Dargebracht zum 70. Geburtstag von Freunden, Schülern und Verehrern. Mit 15 Tafeln in Lichtdruck, 2 Karten und 62 Abbildungen im Text. VIII und 654 Seiten. Geheftet 18,—, Ganzleinenband 26,—.

Friederici, Dr. G., **Die Schifffahrt der Indianer.** Mit 12 Abbildungen. 130 Seiten. Geheftet 2,50.

Die Preise sind für Deutschland Goldmarkpreise; die Auslandspreise rechnen sich auf der Grundlage 100 Goldmark = 125 Schweizer Franken.

McGovern, J. B. M., **Unter den Kopfjägern auf Formosa.** 23 Tafeln auf Kunstdruckpapier, 192 Seiten. Halbleinenbd. 4,—.

— Herzog, Prof. Dr. Th., **Vom Urwald zu den Gletschern der Kordillere.** 8 Kupfertiefdrucke, 96 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, 254 Seiten. Halbleinenband 8,50. Ganzleinenband 10,—.

— Koch-Grünberg, Prof. Dr. Th., **Vom Roroïma zum Orinoco.** Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—1913. Band III: **Ethnographie.** 22 Kupfertiefdrucke, 12 Lichtdrucke, viele Abbildungen, 450 Seiten. Halbleinenband 28,—, Ganzleinenband 30,—. Band V: **Typenband.** 180 Tafeln auf Kunstdruckpapier, 1 Völkerkarte, 24 Seiten. Halbleinenband 15,—, Ganzleinenband 18,—.

— Koch-Grünberg, Prof. Dr. Th., **Zwei Jahre unter den Indianern Nordwestbrasiliens.** 12 Kupfertiefdrucke, 48 Abbildungen, 416 Seiten. Halbleinenband 10,—, Ganzleinenband 12,—, Halblederband 22,—.

+ Lasch, Dr. R., **Der Eid.** Seine Entstehung und Beziehung zu Glaube und Brauch der Naturvölker. Eine ethnologische Studie. Geheftet 3,—.

— Nordenskiöld, E., **Indianer und Weiße in Nordostbolivien.** 35 Tafeln, 90 Abbildungen, 1 Karte, 224 Seiten. Halbleinenband 5,50, Ganzleinenband 7,—.

— Sapper, Prof. Dr. K., **Die Tropen.** Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. Mit 40 Bildern. XII und 152 Seiten. Geheftet 3,—, Halbleinenband 5,—, Ganzleinenband 6,—.

— Schmidt, P. W., **Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen.** Mit 3 Tafeln. X und 315 Seiten. Geheftet 5,—.

— Scherz, Dr. Fr., **Die Völkerschaften der Schweiz von der Urzeit bis zur Gegenwart.** Eine anthropologische Untersuchung. Mit 5 Tafeln und 88 Abbildungen im Text. VIII und 307 Seiten. Geheftet 5,—.

Die Preise sind für Deutschland Goldmarkpreise; die Auslandspreise errechnen sich auf der Grundlage 100 Goldmark = 125 Schweizer Franken.

VERIFICAT
2017

VERIFICAT
2007

VERIFICAT
1987

